Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 4 (1962)

Nachruf: Totentafel

Autor: Lorez, Christian / Scharplatz, Alfred / Lejeune, Robert

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und befriedigte das bunt zusammengesetzte Publikum.

*

Der Kantonalturnverein wollte sein hundertjähriges Bestehen in würdiger und eindrücklicher Weise feiern, alle Sektionen sollten beteiligt sein, und gleichwohl durfte der Rahmen nicht zu groß werden. So besammelten sich am späten Samstagnachmittag die Sektionsvertreter, die Fähnriche mit mit allen Fahnen, Ehrengäste, die Mitglieder des Organisationskomitees, die Kampfrichter und Turnfreunde beim Sportplatz, worauf sie nach einem Marsch durch die Stadt in den Stadttheatersaal gelangten. Hier konnte Arnold Bachmann, Tamins, als 19. Präsident des Kantonalturnvereins die Turnergemeinde und Vertreter des Großen und Kleinen Rates des Kantons, der Stadt, der Landeskirchen, des Militärs und Behördevertreter aus dem Nachbarkanton Glarus willkommen heißen. Gottfried Bänziger, Schiers, umriß den geschichtlichen Werdegang des Jubilars und zog aus den Lehren der Geschichte vier Forderungen an die heutigen Turner und bezeichnete mit Recht das Sektionsturnen als den Eckpfeiler der Verbandsarbeit. Regierungsrat R. Lardelli würdigte in markanter und konziser Ansprache die vom Kantonalturnverein für das Volk und den Kanton geleistete Arbeit und überbrachte Dank und Anerkennung der Behörden und des Volkes. Der Vizepräsident des Eidg. Turnvereins, Willi Vetterli, gab der Freude der schweizerischen Turngemeinde darüber Ausdruck, daß im weitverzweigten Bergkanton in 46 Sektionen über 3000 Turnende sich für die hohen Ideale einsetzen. Die Feier, anläßlich welcher auch der Verfasser der Jubiläumsschrift, Prof. Christian Metz, Chur, gebührend geehrt wurde, fand in den Vorträgen des Orchestervereins einen angemessenen und würdigen Rahmen. Im Saale des Hotels «Marsöl» reihten sich mit Bankettreden weitere Gratulanten an diese Kette der Ansprachen, wobei vor allem die von Frau Anny Casty, der Präsidentin des Bündner Frauenturnverbandes, frei vorgetragene Jubiläumsadresse der Bündner Turnerinnen begeistert aufgenommen wurde.

Es war, begünstigt vom Wetterglück, dank vorzüglicher Organisation und als Folge guter Leistungen und guten Verhaltens der Turner ein wirklich glänzend verlaufenes Turnfest, ein Fest der frischen und freudigen körperlichen Betätigung — ohne Manager, Dooping, Rekordsucht, Einpeitscherei, sturen Blick auf materiellen Erfolg und Verherrlichung von Sporthelden. Es war eine Demonstration, wie auch heute noch in vernünftiger Weise und sogar im Sinne eines Dienstes am Vaterland und seinen Bürgern gesunder Sport betrieben werden kann, ein Beweis dafür, wohin richtig verstandene Leibesübungen führen können. Möge der Kantonalturnverein auch weiterehin allen Stürmen von außen standhalten und das frisch-fromm-frohe und freie Tun der Turner in allen Tälern unseres Kantons wecken und wach halten!

Dr. Walter Schmid

Totentafel

Max Hansen

Über dem Leben wie über dem Schaffen Max Hansens liegt etwas seltsam Zwielichtiges und Zwiespältiges.

Es beginnt schon mit seiner Herkunft. Sein Vater war Däne, die Mutter Bündnerin, eine geborene Allemann, heimatberechtigt in Splügen und Tschappina. Max Hansen erblickte das Licht, wir sind fast versucht zu sagen: die Dunkelheit der Welt im Jahre 1901 in Arosa, wuchs aber in Splügen auf. Die Malerlehre absolvierte der Junge in Thusis, kehrte dann nach Splügen zurück, wechselte aber den Wohnort trotz inniger Verbundenheit mit der Heimat nochmals und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Davos, wo er am 20. November 1960 nach langem Leiden verschied, kurz nach seinem 60. Geburtstag. Es war ihm keine bleibende Stätte auf Erden beschieden, noch weniger eine beschauliche und ruhige Entwicklung.

Ruhig und selbstsicher erschien zwar Max Hansen nach außen hin, fast schwerblütig; aber das ist wohl ein Irrtum. In seinem Innern wälzte er die Rätsel des Menschenlebens wie der dunkle, braune Bergbach die Steine im Gewitter. Schon der kleine Knabe interessierte sich leidenschaftlich für Dichtung, versuchte sich auch selbst als Poet, und als Sekundarschüler kannte er schon alle Klassiker. Aber er wurde volle 45 Jahre alt, bis er sich mit seinen Werken an die Öffentlichkeit wagte, und darin gleicht er Conrad Ferdinand Meyer — auch in seiner Scheu, die überdies gepaart war mit wahrer innerer Bescheidenheit. Wer mit Max Hansen zu tun hatte, sah in ihm immer einen geraden, ehrlichen und lieben Menschen, der sich einfach und natürlich gab. Vor Leuten mit Rang und Titel hatte er große Hochachtung, ja, wie wir glauben, allzu große. Es ist fast rührend, zu sehen, wie widerspruchslos er die Kritik der allgewaltigen Dramaturgen hinnahm, deren Briefe bekanntlich beginnen: Wir finden Ihr Werk ausgezeichnet; aber leider müssen wir ... Bildung war für Max Hansen etwas Hohes und Heiliges, und sicher hätte er nach dem Besuch der heimatlichen Sekundarschule gern

weiterstudiert. Leider war es ihm nicht vergönnt. So beschritt er eben den steilen, steinigen Weg des Autodidakten, und in seinen biographischen Notizen heißt es: «Es steckt viel Arbeit und Selbstüberwindung dahinter, da der nicht akademisch gebildete Künstler das rein Technische selber suchen und erringen und außerdem die Zeit dazu stehlen muß.» So hat Hansen lange Jahre im stillen Kämmerlein gerungen, das Wort gesucht, das ihm ohnehin schwer fiel, und ist daneben mit Farbkübel und Pinsel ausgezogen, um Wände und Fensterläden zu streichen. Daß er dabei innere Befriedigung gefunden habe, wird wohl niemand glauben.

Malerdichter sind zwar keine Seltenheit. Busch, Keller, Stifter, Hesse und viele andere überraschen durch ihr Können. Auch Hansen ist, wieder als reiner Autodidakt, zu den Kunstmalern übergegangen. Seine Aquarelle kleinen Formats der heimatlichen Landschaft vermögen uns auch heute noch zu gefallen; zum großen Ölbild aber, so dürfen und müssen wir wohl ehrlich sagen, reichte die Begabung nicht aus. Seine eigentliche Leistung liegt auf dem Gebiete der Poesie.

Aber Hansen hätte wohl noch lange im stillen Worte und Sätze geformt, manchmal glücklich, sehr oft aber verzweifelt ringend, wenn ihn nicht äußeres Geschehen zutiefst aufgerüttelt und zum Reden gebracht hätte. Als nämlich die Fluten des geplanten Stausees seine heiß geliebte Heimat zu ertränken drohten, schrieb er einen Einakter mit dem kennzeichnenden Titel «Wenn's an d'Würza geit». Das Radio brachte ihn, und Hansen hatte zweierlei erreicht. Erstens leistete er damit seinem Tal einen großen Dienst, für den es ihm bleibenden Dank schuldet, und zweitens wurde man auf den Schriftsteller Hansen aufmerksam. Das verlieh ihm Mut und Kraft zu weitern Werken. Es erschienen in der Folge: «Die Brüder Taverna», «Über den Berg», «Peter Jenal», «Es war ein Schatten», «Des Teufels Widersacher», «Es begann in der Kupfergasse», «Elsi», «Der Stern im Brunnen», «Peter Jenal» und «Der Stern im Brunnen» sind Romane, die übrigen Dramen. «Elsi», ein Hörspiel, brachte dem Autor den ersten Preis in einem Wettbewerb der Ostschweizerischen Radiogesellschaft. Die glücklichsten Stunden erlebte aber Hansen, als das Stadttheater Chur sein Stück «Des Teufels Widersacher» mit sehr schönem Erfolg über die Bretter gehen ließ. War es doch immer sein Ehrgeiz gewesen, für die Berufsbühne zu

schreiben, und hatte er sich doch keinen Geringern zum Vorbild genommen als Ibsen! Krönung in Hansens Leben war deshalb wohl die Aufführung des gleichen Dramas im Schauspielhaus Zürich. Aber der Erfolg beim Großstadtpublikum war mäßig, und des Dichters nächstes Werk, «Kurt von Koppigen», wurde wohl noch in Chur, aber nicht mehr in Zürich aufgeführt. Das letzte nachgelassene Drama «Tot sind nur die Steine» ist unvollendet geblieben, der Roman «Das goldene Dach» noch nicht erschienen. Da und dort begegnen wir vielleicht noch einer Novelle oder einem Gedicht aus Hansens Feder, seine Stimme aber ist für immer verstummt.

Sie lebt in seinem Werk, und dieses gilt es nun zu würdigen und zu werten. Der Abstand ist noch zu klein, um wirklich Gültiges aussagen zu dürfen; wir können uns nur um Wahrheit bemühen. Hansen wollte kein «Heimatdichter» sein, und wir messen ihn deshalb nicht mit der lokalpatriotischen Elle. Er hätte es selbst nicht gewünscht.

War Max Hansen ein Vertreter der Heimatdichtung? Ja und nein. Wenn man darunter gemütvolle Schilderung, liebevolles Eingehen auf Alltag und Natur sowie die Verherrlichung des «freien» Bergbauernlebens versteht, muß man mit einem entschiedenen Nein antworten; wenn man damit aber die Menschen unserer Berge, im besondern die Walser, allenfalls auch noch die Kleinbürger mit all ihren Sorgen und Nöten meint, mit einem ebenso entschiedenen Ja. Vereinfachend gesagt: Hansens Werk erscheint dem Städter ländlich, dem Landmann städtisch. Der Dichter nimmt also auch hier wieder eine eigentümliche Zwischenstellung ein.

Ein Zwiespalt wird schon in der Sprache deutlich. Man darf mit Recht fragen: Warum hat Hansen nicht konsequent Dialekt geschrieben, da er doch das alte, schöne Rheinwalder Deutsch einwandfrei beherrschte? Die Antwort ist einfach. Er wußte um die beschränkte Wirkungsmöglichkeit der Mundart und hoffte, mit dem Hochdeutschen einen breitern Kreis zu erreichen. Aber die hochdeutsche Formulierung machte ihm Mühe. Er wußte es, und doch hat er das Wagnis unternommen. Die Kritik blieb nicht aus. Wenn in den «Brüdern Taverna» Mia sagt: «Aber jetzt will ich schnell schauen wegen den Hosen für dich», so ist das in der Tat Dialekt in schriftsprachlichem Übergewand. Dazu kommt, daß Hansens Menschen meist in kurzen, knappen Sätzen sprechen, so daß ihre Rede oft abgehackt, fast spröde klingt. Aber immer wieder finden wir treffende Bilder, wie etwa: «Der kann doch kein Mädchen lieben, eher bekommt die Arve Tannzapfen» oder: «Ihr schweigt wie die Bäume in der Nacht.» Und wieder ergibt sich aus Trockenheit einerseits und Bildkraft anderseits eine eigentümliche Spannung.

Zwiespältig sind auch Hansens Menschen. Sie stammen in der Regel aus einfachen Verhältnissen, sind Bauern oder Bergwirtsleute und stehen scheinbar fest und sicher im rauhen Leben. Schweigsam, fast dumpf gehen sie ihrer Arbeit nach, Gestalten des Alltags und der Gegenwart. In Wirklichkeit aber beobachten sie scharf und registrieren jede kleinste Verän-

derung. So wissen etwa die Brüder Taverna ganz genau, daß zwischen ihnen bald ein tödlicher Kampf um die Magd Anni anheben wird, und die Mutter weiß es auch. Innerlich sind alle Beteiligten aufs höchste gespannt, zerrissen von Liebe und Haß, aber eben: sie schweigen wie die Bäume in der Nacht. Sie bewachen einander, schleichen sich heimlich nach, versuchen, die Absicht des andern zu erraten und zu durchkreuzen, scheuen keine Kniffe und Machenschaften, um ihr Ziel zu erreichen; aber äußerlich erscheinen sie kalt und ungerührt. Ihre innere Stimme spricht nächtelang, drängt sie zum offenen und ehrlichen Wort; aber sie schweigen. Und wenn sie endlich reden müssen, finden sie das recht Wort nicht, und statt des Versöhnlichen kommt das Unversöhnliche, statt des Guten das Böse. Und hintennach die Reue, aber meist zu spät! Die Hansenschen Menschen spielen Verstecken mit ihrer Seele, sie stülpen die Maske der gefühllosen Sicherheit über ihr Antlitz, sind aber in Wahrheit alles andere als freie Menschen. Jeder ist, mit dem Dichter zu reden, ein Berg mit hundert Töbeln, in die er nicht hineinsieht. Und wenn er schon selbst so hilflos ist, wie sollte er den Nächsten verstehen? Das ergibt das psychologische Drama der allgemeinen Rat- und Richtungslosigkeit. Eng, hart und wie mit Blindheit geschlagen wanken die Menschen durchs Leben, ohnmächtig gefangen im Käfig der verzweifelten Seele. Und doch: Im tiefsten Grunde sehnen sich alle nach dem Du, nach Verstehen und Verstandenwerden, nach ein wenig Liebe. Und hie und da leuchtet auch in Hansens Werk ein solches Flämmchen auf, die Liebe bricht durch, das Land Meon erscheint in der Ferne, die Hoffnung auf eine, wenn auch ferne Versöhnung schimmert. Gitta, die körperlich und seelisch geschädigte Frau in «Des Teufels Widersacher», sagt: «Hin und wieder trifft man einen Menschen, an dem man seine Hoffnung wieder anzünden kann. Wenn *ich* ein Gott wäre, ich würde mich zu *diesen* herabneigen und sagen: Ich lasse auf Erden alles gehen wie es will, das Großartige und das Grauenhafte, denn ich bin Begründer und nicht Hüter. *Ihr* aber seid meine ewigen Hüter, und wer an euch vorbeikommt, nimmt ein Flämmchen mit. Schaut nur immer, daß euer Licht nicht ausgehe.»

Hansen macht die Menschen selbst verantwortlich für das, was auf der Erde geschieht. Und er leidet tief darunter, daß es ihnen nicht glücken will, den Kontakt zu finden, daß sie so seltsam verkapselt und gehemmt sind, daß sie um das Gute wissen und es nicht tun können. Der Dichter sieht die Welt im Zusammenbruch und ist doch im Innersten überzeugt, daß es nicht so sein müßte. Hier liegt die tiefste Ursache der Spannung im Leben wie im Schaffen Hansens. Einen guten Dramatiker ohne Konflikt, ohne Zwiespalt gibt es aber nicht, und bei Hansen war das Leiden an der Welt echt. So sehen wir seine eigentliche Leistung im Drama und räumen ihm hier einen ehrenvollen Platz unter unsern wenig zahlreichen Dramatikern ein.

Die Erde wurde ihm schwer, als er noch auf ihr weilte. Möge sie ihm, da er nun mit ihr eins ist, leicht sein!

Christian Lorez

Dr. med. Albert Coray

Als der Rektor der Bündner Kantonsschule der Maturaklasse des Jahres 1907 das Zeugnis der Reife überreichte, konnte er mehrere Abiturienten zu besonders guten Leistungen beglückwünschen. Unter ihnen befand sich der Maturand Albert Coray, dessen Zeugnis gar lauter Maximalnoten aufwies. Die üblichen Wünsche auf den späteren Lebensweg dürften damals dem Rektor leicht gefallen sein, war er doch zur Annahme berechtigt, daß für den weiteren Studiengang und die spätere Wirksamkeit eines derart begabten Schülers jeder Weg offen sein werde. Die «allgemeine Meinung» seiner Kantonsschulklasse, die ja meist das Richtige trifft, fällte das gleiche Urteil, und zwar vor allem deswegen, weil Albert Coray nicht als Streber zu dem seltenen Erfolge gelangt war, sondern als froher Kamerad und Freund, der mit ganzem Herzen dem Kantonsschülerturnverein angehörte und frei von jeder Überheblichkeit mühelos die schöne Kantonsschulzeit zu nutzen wußte. Der spätere Lebenslauf von Dr. Albert Coray hat diese Voraussagen vollauf bestätigt. Er wurde ein hervorragender Arzt, der sich durch scharfe Beobachtung und selten klares Urteil auszeichnete. Sein Medizinstudium absolvierte er in Zürich in gleich überlegener Art und schloß sich der Schweizerischen Akademischen Turnerschaft an, aus deren Reihen in unserem Lande viele charakterfeste und tüchtige Männer hervorgingen. Der Utonia wie dem KTV hielt er während seines ganzen Lebens die Treue und fand in ihren Kreisen zahlreiche wertvolle Freundschaften.

Nach dem Staatsexamen war Dr. Coray im Churer Stadtspital bei Dr. Emil Köhl tätig — diese beiden echtes Arzttum verkörpernde Persönlichkeiten mußten sich finden —, doktorierte im Jahre 1915 mit einer ausgezeichneten Dissertationsarbeit über das Thema: «Geschichtliches zur Pockenprophylaxe in Graubünden» und wandte sich dann an der Zürcher Universitätskinderklinik seiner Ausbildung zum Spezialarzt für Kinderheilkunde zu. Prof. Fehr, ein Wissenschafter von Weltruf, der dieser Klinik damals vorstand, überzeugte sich sehr bald von den Fähigkeiten seines Mitarbeiters Coray und hielt ihn für die akademische Laufbahn für besonders geeignet. Dieser war aber sehr zurückhaltend und zog es vor, sich in seiner Heimat ganz der praktischen Tätigkeit zu widmen. Während vier Jahrzehnten war er in Chur als Kinderarzt tätig und leitete im Kreuzspital eine klinische Abteilung nach modernsten Grundsätzen. Bei seinen Kollegen wird er unvergessen bleiben; denn er darf als Vorbild eines gewissenhaften und tüchtigen Arztes bezeichnet werden, der sich die Fortschritte der Medizin immer wieder anzueignen wußte, da-

bei aber kritisch blieb und sich neuen Erkenntnissen erst zuwandte, wenn sie wirklich erprobt waren und sich auf Grund eigener Beobachtungen bewährten. Durch seine Kenntnisse, seine Güte und stete Hilfsbereitschaft erwarb er sich als Kinderarzt in weiten Kreisen großes Vertrauen, und seine kleinen Patienten liebten ihn und freuten sich auf sein Kommen. Sie wußten, daß dieser mitfühlende Arzt für sie Zeit fand und im Kinderzimmer des Spitals sogar bereit war, mit ihnen «Schwarzer Peter» zu spielen; sie waren sich allerdings nicht bewußt, daß er dies nicht darum tat, um sich, wie es allzu oft vorkam, am Ende des Spiels schwarz bemalen zu lassen, sondern um mit kundigem Auge jede Krankheitsveränderung an seinen Patienten genau wahrnehmen zu können.

Oft schien diese Güte in Gegensatz zu stehen mit seiner Härte in grundsätzlichen Fragen und zu seiner Kritik, welcher unvernünftige Eltern schonungslos ausgesetzt waren. Diese Gegensätze gehörten aber zur überragenden Arztpersönlichkeit. Dazu gehörte auch, daß Dr. Coray als Spezialarzt nicht einseitig blieb, sondern in der neuesten Literatur auch anderer Gebiete der Medizin stets bewandert war und außerdem noch sehr vielseitige Interessen bekundete. Man mußte seine Freude haben an diesem gebildeten, feinsinnigen und charakterfesten Manne. Mit Vorliebe befaßte er sich von seiner Kantonsschulzeit an mit den alten Sprachen, und zu eingehenden philosophischen Studien war er durch sein umfassendes Wissen und seine Belesenheit in besonderem Maße befugt. Wenn er sich auch dem wahren Fortschritt keineswegs verschloß und über das Neueste in Literatur und Kunst Bescheid wußte, erfreute er sich in freien Stunden doch immer wieder an den klassischen Werken. Homers «Odyssee», Goethes «Faust» und die «Divina comedia» nahmen nicht nur auf seinem Bücherregal den Ehrenplatz ein, sondern blieben für ihn die reichsten Quellen, aus denen er sein Wissen stets neu zu bereichern wußte. Aufgeschlossen förderte Dr. Coray die Bestrebungen verschiedener kultureller Vereinigungen,

war regelmäßiger Besucher der Vortragsabende der Historisch-antiquarischen und der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens, und es blieb ihm Herzenssache, sich für die körperliche Ertüchtigung der Jugend einzusetzen. Die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft des KTV, zu dessen Feier des hundertjährigen Bestehens er im Jahre 1936 ein einzigartiges Festspiel verfaßte, erfreute ihn im Innersten und bedeutete eine äußerst verdiente Ehrung.

Es kann nicht verwundern, daß Dr. Albert Coray auch in der Armee als überaus tüchtiger Sanitätsoffizier seinen Mann stellte. Schon während des ersten Weltkrieges leistete er seinen Aktivdienst bei verschiedenen Einheiten, so auch mehrere Monate in Maloja. Wenn nach dem Urteil des damaligen Kommandanten das Spiel und die Sanitätsmannschaft unter Führung des Sanitätsleutnants Coray «den schönsten Taktschritt des ganzen Bataillons» zuwege brachte, so spricht dies weniger für die Beliebtheit der damaligen Exerzierübungen als dafür, wie sich eine Mannschaft für ihren tüchtigen militärischen Führer einzusetzen weiß. Er leistete eben auch auf diesem Gebiete ganze Arbeit, und auch später als Regimentsarzt organisierte er den Sanitätsdienst in vorbildlicher Weise, wobei er sich durch seine klaren und selbständigen Dispositionen auszeichnete. Daß er sich nicht immer dem Willen seiner fachtechnischen Vorgesetzten beugen wollte, dann und wann Kritik und Widerspruch reichlich weit trieb, versteht sich bei einer Beurteilung seiner Persönlichkeit von selbst; entscheidend aber blieb, daß er sich auf jedem Posten, zuletzt als Oberstleutnant und Territorialarzt, aufs beste bewährte.

Der Dienst am Kranken beherrschte auch in den folgenden Jahren das Wirken dieses trefflichen Mannes. Man mag es bedauern, daß er bei seinen überragenden Gaben und seinen Kenntnissen keine Lehrtätigkeit ausübte. Wenn aber das Wesen eines berufenen Arztes darin besteht, für seine Mitmenschen Opfer zu bringen, mit den Fortschritten der Wissenschaft Schritt zu halten und durch seine charakterlichen Eigenschaften Vorbild zu sein, dann war Dr. Albert Coray ohne Zweifel einer der besten Vertreter wahren Arzttums. Die edle Gesinnung, welche sein berufliches Wirken kennzeichnete und seiner Freundschaft hohen Wert verlieh, bewies er auch durch zahlreiche, sich segensreich auswirkende Vermächtnisse, welche vor allem kranken Kindern zugute kommen, dann aber auch die Bestrebungen verschiedener kultureller und sportlicher Vereinigungen in hohem Maße fördern werden. Mit seinem Hinschiede verlieren wir einen überaus wertvollen, ethisch hochstehenden Menschen und werden seiner stets in Dankbarkeit gedenken.

Alfred Scharplatz

Julia Hoeßli-Pedrett

Am 15. März 1961 ist in Andeer Julia Hoeßli-Pedrett in ihrem 78. Lebensjahr gestorben. Julia Pedrett wurde am 25. Juni 1883 in Andeer geboren als zweite von drei Töchtern des Nikolaus Pedrett und der Sabina

Grischott. Ihr Vater betrieb eine Bäkkerei, war daneben aber noch Briefträger und bediente als solcher in täglicher vielstündiger Wanderung die Gemeinden des Schamserberges. Er hatte etwas von einem Philosophen an sich; in seinen träfen Aussprüchen bekundete er eine tiefe Lebensweisheit, und sein Urteil zeugte von einem erstaunlich unabhängigen Geist. Die Mutter war eine stille, tief religiöse Frau; sie stand der kleinen Andeerer Methodistengemeinde nahe, hielt sich aber frei von jeder geistigen Enge und bewährte ihre Frömmigkeit in einem Leben voller Güte, Selbstlosigkeit und Aufopferung. Diese Grundzüge im Wesen beider Eltern fanden auch in der außergewöhnlichen Persönlichkeit der Tochter Julia eine markante Ausprägung.

Schon in der Andeerer Dorfschule zeigte sich die hohe Begabung des heranwachsenden Mädchens, und früh schon fühlte dieses sich zur Lehrerin berufen. Die Eltern hatten volles Verständnis für Julias Wunsch, und da sich damals einem Mädchen am Churer Lehrerseminar noch Schwierigkeiten entgegenstellten, erwarb sie sich ihr Lehrerpatent am Berner Seminar. Im Kanton Bern fand die junge Lehrerin auch ihre erste Anstellung. Vier Jahre lang war sie an der Waisenanstalt «Viktoria» tätig. Die Betreuung der Waisenkinder war ihr besonders lieb; denn von jeher fühlte sie sich zu den Armen und Schwachen, zu den in irgendeiner Hinsicht Verkürzten hingezogen, und in ihrer mütterlichen Art verstand sie es, auch in der Anstalt eine Atmosphäre echter Familiengemeinschaft zu schaffen.

Julia Pedretts Verheiratung mit dem Kaufmann Flury Hoeßli im Jahre 1908 brachte dann den Verzicht auf eine Weiterführung der so verheißungsvoll begonnenen Lehrtätigkeit mit sich. Ihr Mann, dessen Familie ursprünglich dem Rheinwald entstammte, sich aber schon um 1800 in Andeer niedergelassen und hier während längerer Zeit die große Mühle jenseits der gedeckten Brücke betrieben hatte, führte damals in Schaffhausen ein Holzgeschäft mit einer Sägerei. Hier verlebte Julia eine Reihe glücklicher Jahre und sah ihre wesentliche Aufgabe darin, den vier Kindern, die den beiden in ihrer Ehe geschenkt wurden, eine Mutter im großen, vollen Sinn dieses Wortes zu sein.

Dieses Eheglück sollte indessen nicht lange währen; schon im sechsten Jahr ihrer Ehe verlor Frau Hoeßli ihren Gatten durch einen frühen Tod und stand plötzlich da mit ihren vier Kindern, von denen noch keines zur Schule

ging. In dieser schwierigen Lage nahmen ihre Angehörigen sie unmittelbar nach dem Begräbnis mit nach Andeer, um ihr und ihren Kindern im alten Elternhaus ein neues Heim zu bieten. Tatsächlich lebte die schöne Familiengemeinschaft von einst in neuer Form weiter, und bei dieser echten Familiengemeinschaft ist es auch geblieben, nachdem die Eltern gestorben waren und Julias jüngere Schwester sich verheiratet hatte. Wie stark alle miteinander verbunden waren, kam unter anderem darin zum Ausdruck, daß der kleine Bub der Schwester, kaum daß er zu sprechen anfing, für Julia den Namen «Mama l'otra» prägte, wie denn auch Julia selbst in ihm einfach ihr fünftes Kind sah.

Der schwere Schicksalsschlag, der Julia Hoeßli-Pedrett getroffen hatte, sollte sie aber nicht nur ins Elternhaus und in die alte Gemeinde, sondern auch in ihren früheren Beruf als Lehrerin zurückführen. Im Jahre nach ihrer Rückkehr übernahm sie erst die Andeerer Arbeitsschule und erteilte bald darauf auch noch den Unterricht an der Anfängerklasse. Einige Jahre später wurde ihr der Unterricht an den beiden Klassen der Unterschule übertragen. Da in jenen Jahren des ersten Weltkrieges mit den häufigen militärischen Einquartierungen im Schulhaus arger Raummangel herrschte, richtete Frau Hoeßli die Stube im zweiten Stock des Pedrettschen Hauses als Schulzimmer her, und während mehrerer Winter wurde das Getrampel der vielen Nagelschuhe auf der steilen, eisenbeschlagenen Treppe und das Gescharre auf dem oberen Stubenboden zum gewohnten Hausgeräusch.

Etwas Primitiveres als jene Schulstube mit den in dem kleinen Raum verstauten Schulbänken läßt sich nicht leicht vorstellen. Selten dürfte aber in einem Schulzimmer in solch echtem pestalozzischem Geiste unterrichtet worden sein. Julia Hoeßli war eine Lehrerin von außergewöhnlichen Fähigkeiten, und in meiner späteren jahrzehntelangen Tätigkeit als Schulpfleger bin ich kaum je wieder einem derart vorzüglichen Unterricht begegnet. Sie verstand es, den Kindern wie in einem fröhlichen Spiel das Abc und Einmaleins beizubringen. Alles «Schulmeisterliche» lag ihr fern, und wie eine Mutter stand sie inmitten ihrer Kinderschar. Daß die Kinder sie einfach «Julia» nannten und dutzten, mutete in dieser Schulstube so natürlich und selbstverständlich an wie an einem Familientisch, und nie hat diese Vertraulichkeit der Autorität der Lehrerin den geringsten Abbruch getan. Heute noch sehe ich die Kleinen in ihren Bänken sitzen und bei ihren Schreibversuchen die Lehrerin zu Hilfe rufen: «Julia, ich weiß nümme, wie mer de Hucher macht!» — gemeint war das H — oder dann wieder: «Julia, wie macht mer jetz au dä mit em Sack?», wobei es sich diesmal um das kleine deutsche k handelte. Und schon saß sie neben dem kleinen Abc-Schützen und führte dessen ungeschickte Hand. Den Kindern helfen, mit ihren Schwierigkeiten fertig zu werden, das in ihnen Schlummernde

wecken und das in ihnen Angelegte herausholen — das war überhaupt der tiefste Sinn ihrer Pädagogik. Daß sie sich dabei mit besonderer Liebe der schwächer Begabten wie auch der aus schwierigen Verhältnissen Stammenden annahm, gehörte ganz zum Wesen dieser begnadeten Lehrerin. Begreiflich, daß alle Kinder gern zur Schule gingen und daß am Sonntagmorgen nach der ersten Schulwoche ein ganzes Trüppchen vor der Bäckerei erschien und enttäuscht fragte: «Julia, isch es wahr, daß mer hüt nüd i d'Schuel cho dörfet?»

Während 31 Wintern, vom Herbst 1915 bis zum Frühjahr 1946, hat Julia Hoeßli-Pedrett zum Segen unzähliger Kinder an der Andeerer Schule gewirkt, bis ein schweres Herzleiden sie nötigte, die geliebte Arbeit aufzugeben. In den folgenden fünfzehn Jahren war sie meistens — sogar jahrelang — ans Bett gebunden. So schwach und elend aber auch ihr Körper darniederlag, ihren regen Geist durfte sie bis zuletzt in ungebrochener Frische bewahren. Nach wie vor blieb sie die Seele des Hauses und der Mittelpunkt der im Laufe der Jahre noch größer gewordenen Familie. Mit warmer Anteilnahme begleitete sie jedes einzelne auf seinem Wege; von ihrem Bette aus verfolgte sie aber auch das große Weltgeschehen mit lebendigem Interesse. Und wie die schwächeren Glieder der Familie stets ihre Lieblinge waren, so schlug ihr Herz — bisweilen mit einem an Schwermut grenzenden Mitgefühl — für die zahllosen Opfer des Krieges und der Tyrannei, für all die Unglücklichen und Notleidenden, Verfolgten und Vertriebenen.

So sehr Julia Hoeßli vor allem für ihre Familie und für die Schule gelebt und gewirkt hat, gewann ihr Leben doch weit über diesen engeren Aufgabenkreis hinaus für viele Menschen Bedeutung. Zu Zeiten war die Stube über dem Bäckerladen ein eigentliches kulturelles Zentrum, in dem sich alt und jung zusammenfand. Da wurde gesungen und musiziert, und eifrige Gespräche drehten sich um all die Probleme, die Krieg und Revolution aufgeworfen hatten. Auch zahlreiche Feriengäste fanden den Weg in ihr Haus, und die Abende in Julias Stube mögen für viele mehr bedeutet haben als die Bäder im heilkräftigen Andeerer Wasser und die Spaziergänge in Andeers schöner Umgebung. Ich darf wohl auch erwähnen, daß ich in Julia Hoeßli während der Jahre meines Andeerer Pfarramtes wohl die verständnisvollste Hörerin meiner Predigten hatte und daß aus dieser geistigen Begegnung eine Freundschaft erwuchs, die meine Andeerer Zeit um mehr als vierzig Jahre überdauerte. Damals schloß sich Julia Hoeßli auch der religiös-sozialen Bewegung an und hielt ihr zeitlebens Treue.

Robert Lejeune

«Sängervater» Hans Erni

Quei ei miu grep, quei ei miu crap
cheu tschentel jeu miu pei
artau hai jeu vus da miu bab
sai a negin marschei . . .

(Huonder)

Wer hat *dieses* bekannteste Männerchorlied der Oberländer nicht schon gehört? Es erklingt bei Festanlässen, an Versammlungen, bei den Soldaten und Studenten; überhaupt, wenn bei den Romanen in froher Geselligkeit gesungen wird, dann fehlt dieses eine Lied, «Il pur suveran», nie. Wer 1948 am Eidgenössischen Sängerfest in Bern mit dabei war, erinnert sich noch der hellen Begeisterung und des stürmischen Applauses, die der «Pur suveran», gesungen durch die gesamten Bündner Männerchöre, bei der riesengroßen Zuhörermenge hervorrief. Es ist das die «Nationalhymne» der Bündner Bauern, die uns der im letzten April in Davos im hohen Alter von 93 Jahren verstorbene Hans Erni neben noch 200 anderen Liedern geschenkt hat. Nicht umsonst gilt Hans Erni als der Sängervater im rätischen Lande. Er stand als einer der Hauptförderer im Mittelpunkt der Entwicklung des romanischen profanen Chorgesanges seit ihren Anfängen.

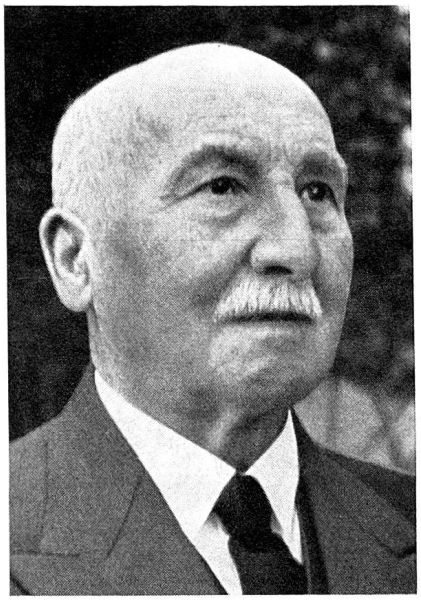
Wir wissen aber auch, daß Hans Erni 30 Jahre lang romanischer Redaktor war und daß er im Laufe der Jahrzehnte zahlreiche Novellen, Erzählungen und kulturhistorische Arbeiten verfaßt hat. Man darf die Behauptung wagen, daß es in Romanischbünden selten einen gab, der in seinem Leben so viel geschrieben hat wie Erni.

Wer erinnert sich nicht noch des breitschultrigen, eher kleinen Mannes mit kahlem Kopf und leuchtenden Augen, wie er an Versammlungen oder an Familienabenden in unseren Dörfern sich zum Worte meldete, und wie er dann — mit der Uhrenkette spielend — aus seinen reichen Erfahrungen erzählte! Erni war kein gewandter Redner, was er aber zu berichten wußte, dem lauschte jedermann mit Interesse. Wir erinnern uns ferner des greisen Sängers in der vordersten Tenorreihe des Männerchors Ligia Grischa, wie er begeistert mitsang und mitunter für sich den Takt des Liedes markierte. Wir sehen ihn, wie er anläßlich so vieler Oberländer Bezirkssängerfeste als Präsident des Sängerbezirkes mit seiner Mappe an der Spitze des Festzuges marschierte. So steht Hans Erni noch leibhaft vor uns, und so soll er in unserer Erinnerung weiterleben.

Die Laufbahn des am Weihnachtsfest des Jahres 1867 in Trin-Digg geborenen romanischen Sängers war so umfangreich und vielseitig, daß es uns im verfügbaren Raum nicht möglich sein wird, auch nur ein annähernd vollständiges Bild seines Lebens und Schaffens zu entwerfen. Die Wirksamkeit Hans Ernis zerfällt in drei Hauptphasen, die mehr oder weniger deutlich voneinander getrennt dastehen: die des Lehrers, die des Landwirtes und Politikers und schließlich die des Redaktors und Schriftstellers. Der verbindende Faktor blieb jedoch seine Tätigkeit als Sänger und Chordirigent, als Komponist und Sammler von Liedern, eine Tätigkeit, der er sich zeitlebens mit Begeisterung widmete.

Versuchen wir nun, das lange Leben in kurze Worte zu fassen. Hans Erni

besuchte, nachdem er im bäuerlichen Elternhaus in Trin eine sonnenreiche Kindheit verbracht hatte, in den Jahren 1884 bis 1887 das Lehrerseminar in Chur. Der mit dem ersten Patent ausgerüstete junge Erzieher widmete sich hierauf 18 Jahre lang seinem erlernten Berufe. Wir treffen ihn als Primarlehrer in Trin (1887–1890), als Privatlehrer in Italien (1890–1891), als Maestro am Proseminar in Roveredo (1891–1898) und schließlich bis 1905 als Reallehrer wieder in seiner Heimatgemeinde Trin an. Mit seiner Wahl zum Kreispräsidenten, im Frühjahr 1905, gab Erni den Lehrerberuf endgültig auf. Was er nie geahnt hätte, war eingetreten: Erni, der sich als berufener Erzieher fühlte und überall Anerkennung fand, wechselte zur Politik über und wurde fast gleichzeitig Landwirt in Trin. Ins gleiche Jahr fällt die Gründung des freisinnigen romanischen Wochenblattes «Il Grischun» durch den damaligen Ständerat Dr. Calonder und seine Parteifreunde und zu dessen Redaktor Hans Erni gewählt wurde. Diese Wahl erfolgte nicht von ungefähr. Erni hatte bereits als Seminarist und junger Lehrer seine publizistischen Fähigkeiten unter Beweis gestellt. Diese Aufgabe erfüllte er nun nebenamtlich bis 1916, da das Blatt infolge des Krieges zu erscheinen aufhörte. In jener Zeitspanne war der Verstorbene 8 Jahre lang Mistral des Kreises Trins, 16 Jahre Gemeindepräsident, und bis gegen Ende der zwanziger Jahre diente er Gemeinde und Kreis weiterhin noch in zahlreichen anderen Ämtern. Anno 1928, mit seiner Berufung zum Redaktor der «Casa Paterna» — der 1920 neugegründeten romanischen Zeitung für die reformierte Sur- und Sutselva —, trat Erni von sämtlichen Ämtern zurück, übertrug den bäuerlichen Betrieb auf seinen Sohn und widmete sich fortan der Journalistik. Hier scheint er das ihm am besten zusagende Arbeitsfeld gefunden zu haben; diesem blieb er treu bis zu seinem erfüllten 80. Lebensjahr. Schon 1930, ein Jahr nach dem Tode seiner Lebensgefährtin, war Erni auf Vorschlag seines Freundes und Beraters, alt Bundesrat Calonder, nach Ilanz übergesiedelt, um hier im Zentrum der reformierten Surselva zu sein. Neun Jahre später sah er sich infolge Erkrankung seiner zweiten Gemahlin genötigt, erneut Domizil zu wechseln und zog nach Chur. Nach Niederlegung seiner Redaktionsarbeit fand Hans Erni 1948 im Hause seiner einzigen Tochter in Davos den Ort, wo er sich dem wohlverdienten Otium cum dignitate hingeben konnte und wo er bis zu seinem Lebensende weilte.



Doch auch hier blieb der arbeitsgewohnte Greis nicht untätig. Er verfolgte mit Interesse das Geschehen in der engeren und weiteren Heimat, schrieb weiterhin Zeitungsartikel in romanischer, deutscher und sogar italienischer Sprache und verfaßte unter anderem seine 65 Druckseiten umfassenden Lebenserinnerungen.

Was Hans Erni als Schriftsteller auszeichnete, war neben seinem unvergleichlichen Arbeitseifer sein Wohlwollen einem jeden gegenüber. Frei von jeglicher Art der Mißgunst, verstand er seine freisinnige Überzeugung auch ohne politischen und konfessionellen Hader zu wahren. Wenn also Redaktor Erni hin und wieder als der Mann des Friedens und der Toleranz bezeichnet wurde, so hat dies seine Berechtigung. Während seiner Wirksamkeit als Redaktor der «Casa Paterna» entfaltete sich bei ihm erst in vorgerücktem Alter eine ausgiebige schriftstellerische Tätigkeit. Den Anstoß dazu gab wohl der ewige Mangel an Stoff für den belletristischen Teil seiner Zeitung. Der unermüdliche Redaktor, der keine Art der Arbeit scheute, schuf das Feuilleton selber. Auf diese Art verfaßte Hans Erni, der zwar schon in der Jugend etliche Beweise seiner literarischen Begabung geliefert hatte, im Laufe der Jahre eine ansehnliche Reihe Novellen und Erzählungen, ja sogar Theaterstücke für die Volksbühne. Eine Auswahl seiner Erzählungen hat die Renania 1952 in einem Festband zu Ernis 85. Geburtstag herausgegeben. Auf seine literarischen Werke näher einzutreten, ist hier nicht der Ort.

Das Talent für Gesang hat Erni, wie er irgendwo sagt, von seiner Mutter geerbt. In Chur genoß er Musik- und Gesangunterricht beim damaligen Seminardirektor Wiget, bei Prof. Grisch, der ein Schüler Mendelssohns gewesen sein soll, und bei Otto Barblan. Seine kompositorische Tätigkeit, die sich über 65 Jahre erstreckt, erwuchs ursprünglich aus seinen Nöten als Chordirigent. Erni leitete während vieler Jahre die Chöre seiner Heimatgemeinde; er dirigierte den Gemischten Chor Grono, 9 Jahre die Alpina Chur und während dreier Sommer von 1889 an den Trinser Männerchor in Davos. Vor 1887 gab es, wie Erni schreibt, nur 4 romanische Originalkompositionen für Männerchor. Diesen Mangel mußte ein Erni schwer empfinden. Die ersten Lieder schuf der junge Lehrer 1887 auf eigene Texte für seine Schüler in Trin. Den Ansporn zur Schaffung von Männerchorliedern gab ihm die erste Auflage der Gedichte Alfons Tuors, die ihm 1890 in die Hand geriet. In Italien hatte der strebsame junge Komponist Gelegenheit, bei Musikdirektor Giovanni Rossi in der Tonkunst sich weiter auszubilden. Viele wertvolle Gedichte der prominentesten romanischen Dichter, wie G. C. Muoth, A. Tuor, F. Camathias und anderer, sind auf Bestellung des jungen Komponisten hin entstanden. In manchen Fällen soll er sogar das Versmaß vorgeschrieben haben. Auch zahlreiche Bündner und Schweizer Komponisten hat Erni dazu bewogen, romanische Lieder für seine Gesangbücher zu

schaffen. Bereits 1898 erschien Hans Ernis erste Liedersammlung «Surselva I» für Männerchöre, der im Laufe der Jahrzehnte noch 7 weitere folgten. Jedes dieser Bändchen, von denen einzelne eine zweite Auflage erfuhren, enthält unter den 30—40 Männerchorliedern einen ansehnlichen Teil Eigenkompositionen des Herausgebers. Ebenfalls die 1943 erschienene «Patria», Sammlung von 44 romanischen Männerchorliedern, hat Hans Erni herausgegeben. Ernis Liedersammlungen waren jahrzehntelang fast die einzigen und gehören heute noch zu den begehrtesten Gesangbüchern unserer Männerchöre. In den dreißiger- und vierziger Jahren komponierte der Verstorbene auch zahlreiche Gemischtenchorlieder, die zur Hauptsache in seinen beiden Liedersammlungen «Rezia I und II» für gemischte Chöre veröffentlicht wurden. Die beiden letztgenannten Bändchen sowie die «Patria» enthalten neben dem surselvischen auch den ladinischen Text, ein Beweis dafür, wie sehr es Erni am Herzen lag, mit seinen Werken allen Romanen zu dienen. Die volkstümlichen Liederschöpfungen Ernis wurden durch Hans Lavater, Duri Sialm, Walther Aeschbacher, Tumasch Dolf und andere nahmhafte Musiker wiederholt günstig beurteilt. Wir zitieren Musikdirektor Aeschbacher (aus Alfons Maissens «Festschrift Hans Erni 1957»):

Hans Erni ist einer jener glücklichen Menschen und Chorkomponisten, die ihre ausgestreute Saat reichlich und fruchtbar aufgehen sahen. Die Bündner Oberländer Volkssänger haben ihm viel zu verdanken, war er es doch, der ihnen in seinen acht Bänden «Surselva» für Männerchor und den «Rezia»-Liederbüchern für gemischten Chor reichhaltig einfachen, dem Volksempfinden nahestehenden, auch für kleine Vereine gutklingenden Gesangstoff geschenkt hat. Ein verdienstvolles Unternehmen, wenn man bedenkt, daß die romanische Chorliteratur vorher sehr beschränkt war und meist aus Übersetzungen deutschsprachiger Kompositionen bestand.

Das durchaus Positive seines Schaffens liegt darin, romanisch eigenständige Lieder geschrieben zu haben, die die Sangesfreude besonders der Landchöre wesentlich hoben und damit auch andere romanische Komponisten dazu anspornten, den einheimischen Liederschatz zu vermehren. Nicht zuletzt wurden auch die romanischen Volksdichter durch die Aussicht, daß ihre Gedichte gesungen werden, in ihrer Fruchtbarkeit gesteigert. Gewiß ist der Wirkungskreis der Schöpfungen Hans Ernis — das liegt in der Natur des geographisch eng umgrenzten Sprachgebietes begründet — nicht weit; doch hat er mit seinem Glückswurf «Il pur suveran» eine Art Bündner Nationalhymne geschaffen, die berufen scheint, mit der Zeit auch außerhalb Bündens Fuß zu fassen ...

Hans Erni ist weder als Schriftsteller noch als Komponist und am allerwenigsten als Verleger reich geworden. Dafür aber durfte er in seinen alten Tagen die Genugtuung haben, seine besten Kräfte in den Dienst der romanischen Heimat gestellt zu haben. Sein unermüdliches Ringen für die gute Sache soll alle Romanen nicht nur mit Dankbarkeit erfüllen und zur Nachahmung ermahnen, es verpflichtet sie vielmehr, seinem reichen kulturellen Erbe die gebührende Ehre zu erweisen.

Gallus Pfister

Prof. Dr. Arnaldo Marcelliano Zendralli

Es war im Jahre 1911. Ein junger und temperamentvoller Mann aus der Mesolcina, der gerade an der Universität in Bern seine sprachlichen und historischen Studien abgeschlossen hatte, kam 23jährig an unsere Kantonsschule. Das Klima, das er hier antraf, scheint ihm nicht mißfallen zu haben, sonst wäre er kaum bis zu seiner Pensionierung, also vier gute Dezennien, an der gleichen Stelle geblieben. Doch gab es noch wichtigere Gründe, die ihn an die Hauptstadt fesselten.

Der junge Mann aus Roveredo, der gewohnt war, in den Archiven und Bibliotheken zu wühlen und über geschichtliche Zusammenhänge nachzudenken, entdeckte etwas, das ihn nicht mehr losließ: er entdeckte die Vergangenheit der bündnerischen Italianità, die geschichtliche Rolle der Valli (darunter versteht man die Südtäler Poschiavo, Bregaglia, Mesolcina und Calanca), als im Veltlin und im Tal der Mera, von Castasegna bis zum Comersee die Drei Bünde ökonomisch und militärisch wichtige Positionen besaßen. Er verglich die einstige Lage der Valli mit derjenigen um die Jahrhundertwende und kam zum Schluß, daß etwas getan werden mußte, um den Valli, wenn nicht die alte Vergangenheit, so doch einen Teil ihres früheren Glanzes zurückzugeben.

Dieses Unterfangen hatte wohl etwas Bestechendes an sich, doch waren die Widerstände, die sich ihm in den Weg stellten, ja stellen mußten, beinahe unüberwindlich. Denn die Geschichte lehrt, daß es schwer oder gar unmöglich ist, verlorene Positionen wieder zurückzugewinnen. Graubünden hatte die Untertanenländer verloren; später wurde das klassische Paßland durch den Bau der Gotthardbahn wirtschaftlich beinahe ruiniert. Die Folgen dieser Umwälzungen verspürten natürlich nicht nur die Valli, sondern der ganze Kanton. Die erlittenen Verluste wurden zwar im Lauf der Jahre teilweise wieder kompensiert, so durch den Bau der Rhätischen Bahn, durch den Fremdenverkehr und in neuerer Zeit durch den Ausbau der Wasserkräfte. Doch war der Anteil der Valli an dieser Wiederbelebung der Wirtschaft recht bescheiden. An der Peripherie des Landes liegend, konnten sie auch von der aufstrebenden Industrie der Schweiz kaum profitieren.

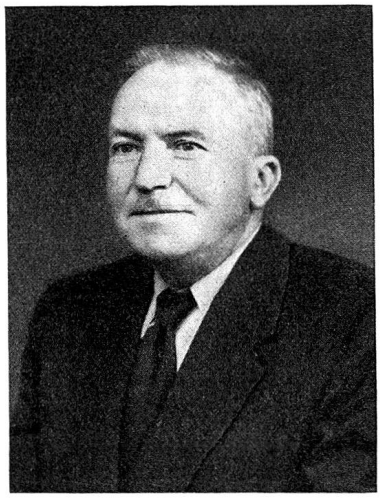
Wie kann man den Valli in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht helfen? So mag sich Zendralli gefragt haben. Im Laufe der Jahre reifte in ihm der Plan für die sogenannten *Rivendicazioni,* zuerst gegenüber dem Kanton, dann gegenüber der Eidgenossenschaft, so wie die Tessiner auch ihre Rivendicazioni bei der Eidgenossenschaft angemeldet hatten.

Es würde zu weit führen, alle Begehren der Rivendicazioni zu erwähnen. Die dem Kanton vorgelegten Begehren wurden ja in der Großratssitzung vom 26. Mai 1939 einstimmig angenommen, was, schon moralisch, einen großen Erfolg bedeutete.

Die Begehren der Rivendicazioni waren wohl motiviert. Doch mit Subventionen allein hätte man besonders in wirtschaftlicher Hinsicht unsere Probleme kaum lösen können. Nur eine gesunde, expansive Wirtschaft, die das ganze Land erfaßt, konnte das erreichen. So hat z. B. die starke Entwicklung des Autoverkehrs unsere Pässe wieder belebt. Ganz besonders der mächtig vorwärtsschreitende Ausbau der Wasserkräfte und der bevorstehende Bau des Bernhardintunnels haben die beinahe vergessenen Täler wieder an die moderne Wirtschaft angegliedert. Wir müssen aber trotzdem dem Verstorbenen hoch anrechnen, daß er keine Mühe scheute, um eine für die Valli günstige Lösung ihrer wirtschaftlichen Probleme zu suchen.

Einen weit größeren Erfolg hatten die Begehren Zendrallis zweifellos auf kulturellem Gebiete. Hier konnte er seine ganzen Kräfte entfalten und Außerordentliches leisten. Er erkannte sehr richtig — und damals war das nicht so selbstverständlich —, daß Italienischbünden nicht nur aus einzelnen Talschaften bestand, sondern als wirtschaftliche und ganz besonders als kulturelle Einheit zu gelten habe. So schritt er 1918 zur Gründung der *Pro Grigioni Italiano,* die alle Italienischbündner umfassen sollte. In erster Linie handelte es sich darum, eine «coscienza grigionitaliana» zu schaffen, was am besten durch die Herausgabe von periodischen Schriften geschehen konnte. So wurden 1918 der «Almanacco dei Grigioni» und 1931 die «Quaderni Grigionitaliani», eine Zeitschrift, die vierteljährlich erscheint, herausgegeben. Die zu überwindenden Hindernisse waren sehr groß, da die Valli, von hohen Bergketten getrennt, gewohnt waren, eigene Wege zu gehen. Nur ein Mann wie A. M. Zendralli war imstande, mit fanatischem Eifer und mit tiefster Überzeugung für das gesteckte Ziel zu kämpfen, unbekümmert um Feindschaften, die er sich persönlich zuzog.

Besonders groß und erfolgreich waren seine Bestrebungen um den Ausbau der Sezione Italiana an der Kantonsschule, welche die Aufgabe hat, unsere Primarlehrer auszubilden. Jahrzehnte hatte man die Sezione Italiana arg vernachlässigt. Außer dem eigentlichen Muttersprachunterricht erhielten die angehenden Lehrer aus



den Valli in den übrigen Fächern wenige Stunden in italienischer Sprache, erteilt von einem einzigen Lehrer. Jetzt sind es zwei Lehrer, die diese Stunden erteilen. Auch wurden die wöchentlichen Stunden für das Studium der Muttersprache wesentlich erhöht.

Sozusagen parallel mit all diesen Bestrebungen und neben seiner Arbeit als Lehrer an der Kantonsschule, worüber ich nichts sagen kann, weil ich nicht sein Schüler gewesen bin, entfaltete er eine sehr rege *schriftstellerische Tätigkeit,* die sozusagen ausschließlich Italienischbünden und seinen Einwohnern gewidmet ist. Unzählbare Artikel und Abhandlungen historischen, linguistischen und auch ökonomischen Inhaltes erschienen im «Almanacco», in den «Quaderni Grigionitaliani», in bündnerischen, tessinischen und deutschschweizerischen Zeitungen und Zeitschriften. Viel hat er getan, um unsere Künstler auch in unsern Tälern bekannt zu machen.

1925 erschien eines seiner ersten Werke, nämlich «Il Grigione Italiano e le sue Vallate»; 1930 «Graubündner Baumeister und Stukkatoren in deutschen Landen zur Barock- und Rokokozeit», Zendrallis erstes Werk in deutscher Sprache. Derselbe, doch erweiterte Band erschien 1958 unter dem Titel «I Magistri Grigioni, architetti e costruttori, scultori e pittori dal 16º al 18º secolo»; 1934 «Il Grigioni Italiano e i suoi uomini», in welchem merkwürdigerweise ausgerechnet der Name des Autors fehlt!; 1936 «Augusto Giacometti»; 1943 «Il libro di Augusto Giacometti», Text von Aug. Giacometti, übersetzt von A. M. Zendralli; 1948 «Da Firenze a Zurigo», deutscher Text von Aug. Giacometti, übersetzt von A. M. Z.; 1950 «Das Misox» in den Schweizer Heimatbüchern, herausgegeben vom Verlag P. Haupt, Bern; 1956 «Pagine Grigionitaliane», eine Auswahl von Prosastücken und lyrischen Aufsätzen vom XVI. bis zum XX. Jahrhundert.

Als sein Hauptwerk würde ich in erster Linie «Graubündner Baumeister und Stukkatoren in deutschen Landen» nennen, das einzige Werk, das er je in beiden Sprachen, deutsch und italienisch, verfaßt hat. Aber auch im «Libro di Augusto Giacometti» und in «Da Firenze a Zurigo» findet man ausgezeichnete Seiten, die man immer wieder mit großem Genusse liest. Weniger gut scheint mir das Buch «Augusto Giacometti» zu sein, da der Autor, wie ein bekannter Kunstkritiker schrieb, dem Künstler in kritikloser Bewunderung gegenübersteht und ihn so behandelt, wie man nur die großen Toten behandelt. Das alles stimmt, wenn man außer acht läßt, wer Zendralli war und was er wollte!

Als Abschluß dieser unvollkommenen und unvollständigen Würdigung eines bedeutenden Mannes möchte ich noch einige persönliche Eindrücke wiedergeben, die sich nicht auf sein Werk beziehen, sondern mehr auf seine Person. Wie habe ich im Laufe von ungefähr 30 Jahren den Menschen Zendralli erlebt?

Als ich im Jahre 1933 an der Kantonsschule meine Lehrtätigkeit aufnahm, gehörte auch ich zu jenen Bergellern, die dem Schaffen Zendrallis

und der Pro Grigioni Italiano eher skeptisch gegenüber standen. Der Kontakt mit den Männern um die PGI und ganz besonders mit Kollege Zendralli selbst hat mich immer mehr überzeugt, daß die PGI eine Notwendigkeit war, die man sich nicht mehr wegdenken kann. So war ich Sekretär der PGI, später sogar Vizepräsident, auch wenn dieses Amt mehr symbolischen Charakter hatte. Sogar die Redaktion des «Almanacco» hat mir Zendralli anvertraut, wohl als Beweis dafür, daß er wußte, auf mich zählen zu können, obwohl ich mir stets erlaubt habe, meine Ansicht frei zu äußern, auch wenn sie sich hie und da nicht mit der seinigen deckte. Es ist merkwürdig, aber viele Valligiani, die Zendralli nur flüchtig kannten, meinten, er sei ein Mensch gewesen, der nur seinen Willen und nur eine Meinung anerkannte, nämlich die eigene. Das ist grundfalsch und doch teilweise nicht so abwegig. Alle im Consiglio Direttivo der PGI gefaßten Beschlüsse hätten, nach seiner Ansicht, einstimmig sein sollen. Besonders in den letzten Jahren war es schwer, eine gegenteilige Meinung zu vertreten oder ihn etwa umzustimmen. In solchen Fällen verzichtete er lieber auf eine Beschlußfassung. Das war die Schwäche, doch auch die Stärke Zendrallis. Ich habe rechtzeitig erkannt, daß die «Diktatur» Zendrallis, wie sie hie und da halb im Ernst und halb im Spaß genannt wurde, mehr eine solche des Herzens war.

Dem Wohle der Valli zuliebe — meinte er — müßten alle die gleiche Meinung vertreten. Als Bergeller befand ich mich in einer heiklen Lage, nachdem meine Landsleute der PGI den Rücken kehrten und ihre Società Culturale gründeten. Hätte auch ich ihrem Beispiele folgen sollen? Ich tat es nicht; denn die Persönlichkeit Zendrallis hatte mich zu stark beeindruckt. Ich erkannte wohl auch seine Schwächen, doch wurden diese von einem Glanze überstrahlt. Und dieser Glanz entstammte aus der Liebe zu unseren Valli, für welche alles getan werden mußte, um ihnen einen würdigen Platz in der Gemeinschaft freier Menschen zu sichern.

Dieser Überzeugung ist der Verstorbene bis in seine letzten Tage treu geblieben. Als er schon schwer krank war, sprach er anläßlich meiner Besuche mit Vorliebe nur noch von der Pro Grigioni Italiano und von unsern Valli. Der schwerkranke Mann, dessen einst so lebendige und reiche Geisteskräfte immer mehr abnahmen, klammerte sich um so fester an seine Lieblingsidee, die Idee eines starken, geeinten Italienischbündens, das nicht nur ein Hinterstübchen Graubündens und der Eidgenossenschaft, sondern ein starkes und den andern ebenbürtiges Glied sein sollte.

Überall, wo eine starke Persönlichkeit die Geschicke einer Vereinigung leitet, bedeutet deren Ablösung eine gewisse Gefahr. Wer mit sicherer Hand zu regieren gewohnt ist, schafft nämlich eine gewisse Leere um sich oder umgibt sich mit Mitarbeitern, die im verborgenen mehr persönliche Vorteile suchen. Besonders in den letzten Jahren beschäftigte ihn das Problem seiner Nachfolge sehr stark. Wer Gelegenheit hatte, zu sehen, welch große Arbeit die Leitung der PGI verlangte, war nicht gewillt, ihm die schwere und oft undankbare Bürde abzunehmen.

Er war ein großer Schaffer, ein Idealist, der sein Leben lang mit fanatischem Eifer sein Ziel verfolgte, ein Mensch mit einem gütigen Herzen, doch stets bereit, mit leidenschaftlicher Vehemenz gegen diejenigen vorzugehen, die seine Ansichten in Zweifel zogen. Es wird erzählt, daß er einmal in einer Lehrerkonferenz beinahe gegen einen Kollegen handgreiflich geworden wäre, da dieser offenbar etwas behauptet hatte, das gegen die Interessen des Grigioni Italiano gerichtet war. Und hier muß festgestellt werden: Nicht die Angriffe gegen seine Person haben ihn auf den Plan gerufen, sondern einzig und allein die Angriffe gegen seine geliebten Valli. Aus diesem Grunde haben aber auch viele Menschen, die seinen Gedankengängen nicht ganz oder nur teilweise folgen konnten, Prof. Zendralli stets geehrt, seine hohen Fähigkeiten anerkannt und seinen selbstlosen Einsatz bewundert. Die Anerkennung seines umfassenden Schaffens außerhalb der engeren Heimat kam, nach gewohnter Schweizer Art, etwas spät, als nämlich die Universität Zürich ihn im Jahre 1957 mit dem Doctor honoris causa auszeichnete, eine Ehrung, die nicht nur ihn, sondern auch uns sehr freute.

Wir lieben nicht den Prof. Zendralli, wie er uns hie und da auf älteren Aufnahmen entgegentritt, sondern den Menschen Zendralli im Gespräch zu zweit, in seiner etwas düstern Studierstube, umgeben von alten und neuen Bildern, von seinen vielen Büchern, in der warmen und zugleich strengen Atmosphäre des Patrizierhauses an der Kirchgasse in Chur.

Renato Stampa

Prof. Dr. Rudolf Staub

Wenn der Feriengast im Fextal den kleinen Friedhof beim Bergkirchlein betritt, wird er neben dem Grab des berühmten Führers Christian Klucker und jenem von Gian Fümm, die er in erster Linie sehen und an ihnen stilles Gedenken halten möchte, nun noch das frische Grab von Prof. Dr. Rudolf Staub suchen und finden, in das am 29. Juni dieses Jahres seine sterbliche Hülle gelegt worden ist. Von Süden her schaut der Piz Tremoggia auf den Friedhof, ein von Rudolf Staub besonders geliebter und wegen des einzigartigen Aufbaues in seinen Publikationen oft zitierter Berg; von Norden her grüßt die Materdell-Lagrevgruppe mit ihren nach Osten absinkenden Felsbändern der Margnadecke, auch sie ein Forschungsgebiet des Verstorbenen. Eine schwache Stunde entfernt liegen im Tal unten die tiefblauen, klaren Seen und die Gneislandschaft von Maloja, mit denen Rudolf Staub sehr verbunden war und über die er vor rund 10 Jahren eine umfangreiche Arbeit geschrieben hat. Nicht weitab erheben sich auch

die Bergeller Granitberge, die er wie kaum ein zweiter kannte und wo seine erste geologische Karte, die heute noch wegen ihres Detailreichtums fesselt, entstanden ist. Schaut man vom Hotel «Sonne» bei der Kirche talwärts, so sieht man ganz nahe das Ferienhaus, das in den letzten Jahren recht eigentlich die Heimat von Prof. Staub und seiner Familie war.

Dort hat er Besuche empfangen, noch eine Menge von Plänen überdacht und bis zu seinem Tode für seine geliebte Wissenschaft gearbeitet. So scheint es folgerichtig und wie eine Vorherbestimmung, daß Professor Rudolf Staub auf dem Fexer Friedhof zur Ruhe gebettet worden ist und mit der Engadiner Erde eins werden soll.

Professor Staub war als Ordinarius für Geologie der beiden Hochschulen in Zürich Nachfolger von Professor Hans Schardt. Als solcher hat er von 1928 an während drei Dezennien eine ganze Geologengeneration herangebildet und viele Studenten der ETH und Universität im Nebenfach in die Geheimnisse der Geologie eingeführt. Unter ihnen waren nicht wenige Bündner. Von manchem haben wir gehört, daß Professor Staub seine Sympathie für das Bergland Graubünden auf die Kandidaten übertragen und ihnen die Prüfung in der Form einer zwanglosen Diskussion über die geologischen Verhältnisse ihres Heimatkantons angenehm gestaltet habe.

Hier ist nicht der Ort, eine zusammenfassende Darstellung der wissenschaftlichen Leistung Rudolf Staubs zu geben. Wir wollen auch nicht den Eindruck erwecken, daß wir zu einer sachlich-kritischen Würdigung seiner Lebensarbeit befähigt wären. Wir können und wollen hier in erster Linie nur persönliches Empfinden und Überdenken zum Ausdruck bringen. Hörte man Rudolf Staub vortragen, so war der Eindruck der einer eher verhaltenen, nüchtern sachlichen Darbietung des Stoffes. Liest man seine Publikationen, so überraschen das Feuer und der Schwung seiner Darstellung. Da spricht die Begeisterung für seine Wissenschaft aus jeder Zeile! Seine frühesten Arbeiten zeigen sein primäres Interesse für das Material, für das Gestein an sich. Am Anfang seiner Forschertätigkeit steht die Arbeit «Über petrographische Untersuchungen im westlichen Berninagebiet». Es folgten weitere Publikationen mehr petrographischen Inhalts, wie z. B. «Über Wesen, Alter und Ursache der Gesteinsmetamorphose in Graubünden» oder «Geologische Beobachtungen am Ber-

gellergranit». Mit J. Cadisch, dem Ordinarius für Geologie an der Universität Bern, hat er 1921 eine Revision der Geologie des Unterengadiner Fensters, jenes merkwürdigen Aufbruches der Ostalpinen Decken bis hinunter auf das Penninikum der basalen Bündner Schiefer, durchgeführt. Dabei waren petrographische Untersuchungen recht eigentlich das Fundament der abzuklärenden tektonischen Verhältnisse. Damals war es, daß die beiden jungen Forscher in guter Laune dem Direktor der Rhätischen Bahn, Gustav Bener, einen Kartengruß mit der Unterschrift «von den Unterengadiner Fensterputzern» zukommen ließen. Mehr und mehr dominieren dann in Staubs Arbeiten tektonische Untersuchungen. Man hat von F. Zyndel, dem früh verstorbenen Bündner Geologen, gesagt und geschrieben, er habe das Gebirge gleichsam mit Röntgenaugen durchschaut und schwierigste Lagerungsverhältnisse klar gesehen. Man wird Rudolf Staub in gleicher Art charakterisieren und würdigen können. Bedenken wir, daß zu Beginn des Jahrhunderts die Deckentheorie begründet und rasch ausgebaut wurde und daß die revolutionären Auschauungen, auf *Schardt, Lugeon* und *Argand* fußend, die jungen Geologen in ihren Bann zogen. Rudolf Staub hatte auf vielen Exkursionen und Bergtouren — er war ein sehr gewandter Alpinist — Detailkenntnisse vieler «geologischer Schlüsselstellungen» in den Alpen erworben, um die ihn mancher Fachgenosse beneidet haben mag. Aber sein Naturell, seine Vitalität fand in der nüchtern-sachlichen Darstellung der Befunde nicht Genüge. Seine Stärke war die Kombination, die vergleichende Geologie möchten wir sagen, und daraus entspringend die Synthese. Das ist wohl für die meisten Leser seiner Arbeiten der nachhaltigste Eindruck: sein Drang nach «Zusammenschau», Vereinfachung, Herausarbeiten der großen Linien. So mußte ihn die Theorie *Alfred Wegeners* über die Kontinentalverschiebung und die Entstehung der großen Faltengebirge besonders ansprechen und sein Schaffen beeinflussen. Er hat ordnend und klärend die Deckenlehre, besonders im Raume Graubündens, mächtig gefördert, neue Begriffe und Benennungen eingeführt. Es war sein Bestreben, die in der Schweiz und im Grenzgebiet zwischen West- und Ostalpen gewonnenen Anschauungen auf die Ostalpen zu übertragen, die Decken durch den ganzen Alpenbogen hindurch zu parallelisieren. Er versuchte, benachbarte Faltengebirge vom Bau der Alpen her zu verstehen oder von dort her Unklarheiten in der Alpengeologie zu beheben. So schrieb er über den Bau des Apennin und die Beziehungen zum Alpenbogen oder über die Gliederung und den Bau der Gebirge Marokkos. Mitunter ging wohl sein Bedürfnis nach Generalisierung und Gleichsetzung so weit, daß er bei Fachgenossen, besonders bei den Ostalpengeologen, auf Skepsis und Ablehnung stieß. Es ist aber doch ein Zeichen großer Wertschätzung und Anerkennung, daß ausgerechnet die Geologische Gesellschaft Wien, eine der angesehensten überhaupt, ihn durch die Verleihung der Eduard-Sueß-Me-

daille hoch geehrt hat. Das war vor drei Jahren, kurz vor seinem Rücktritt von der Professur. Nur bescheiden nimmt sich daneben die Ehrung aus, die Graubünden einem Forscher von seinem Rang zu vergeben hat: die Ehrenmitgliedschaft der Naturforschenden Gesellschaft und das Ehrenbürgerrecht einer Bergeller Gemeinde. Rudolf Staubs Bedeutung für die Erforschung Graubündens, der Schweizer Gebirge und der Alpen im allgemeinen wird nie in Vergessenheit geraten können, solange geologische Forschung betrieben wird. Graubünden wird ihn, den gebürtigen Glarner, mit Stolz auch *seinen* Professor Staub nennen, so wie es den Deutschen Theobald als *seinen* Theobald betrachtet hat.

Erinnern wir zum Schluß noch an einige seiner wichtigsten Publikationen über geologische Probleme Graubündens. Die Erstlingsarbeiten aus dem Berninagebiet und die Bergeller Karte haben wir schon erwähnt. Vielleicht das monumentalste Werk von Rudolf Staub ist sein «Bau der Alpen, Versuch einer Synthese». Es enthält zahlreiche Hinweise auf die Verhältnisse in Graubünden. Die «Tektonische Karte der Alpen», auf welcher der Raum Graubündens mit besonderer Sorgfalt behandelt scheint, und die Profiltafeln mit zahlreichen Quer- und Längsprofilen nehmen durch ihre Klarheit und Großzügigkeit ein. Der Vortrag «Altes und Neues vom Flimser Bergsturz», den er an der Jahresversammlung der Schweizer Naturforscher in Chur 1938 im Gelände von Conn gehalten hat, ist in stark erweiterter Form in den «Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft» erschienen. Anläßlich der Schaffung des Gletschermühlen- und Pflanzenschutzgebietes Maloja 1952 hat Rudolf Staub mit viel Hingabe und sichtlich großer Freude eine umfangreiche Arbeit geschrieben, in der «die Paßlandschaft von Maloja» geologisch-morphologisch gewürdigt und bis zu den Anfängen der alpinen Talbildung ausgeholt wird. Ein echter Staub! Im Geologischen Führer der Schweiz ist seine umfassende und anschauliche «Übersicht über die Geologie Graubündens» enthalten, eine Arbeit, die jeder zu Rate ziehen wird, der über die Geologie Graubündens ins klare kommen will. Im letzten Faszikel des Führers sind sechs ausführliche geologische Routenbeschreibungen aus Graubünden von ihm verfaßt. Bezeichnend für Professor Rudolf Staub scheint uns zu sein, daß er immer bereit war, auch für den interessierten Laien zu schreiben, um ihn teilhaben zu lassen an seiner Begeisterung für die Größe der Natur und seiner Hingabe an die geologische Wissenschaft. So möchten wir denn hier eine an sich kleine, scheinbar unbedeutende Arbeit nicht übergehen, seinen Beitrag für den Postroutenführer Maloja. Wieviel Fleiß und guter Wille, in diesem Sinne zu dienen, zeigt sich doch darin! Wie meisterhaft sind Kärtchen und Profile gezeichnet!

Es fügt sich eigenartig und stimmt uns nachdenklich, daß kurze Zeit vor seinem Hinschied Professor Staub das Manuskript einer umfangreichen Arbeit «Neuere geologische Studien zwischen Bünden und dem oberen Veltlin» für den Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens eingereicht hat. Im Zeitpunkt, da wir diese Zeilen schreiben, ist die Arbeit im Druck, der Verfasser aber ruht schon auf dem Fexer Friedhof. So werden wir diese seine letzte Arbeit, über Graubünden und *für* Graubünden geschrieben, besonders in Ehren halten und von ihr aus rückblickend das ganze umfassende Werk des Alpengeologen Rudolf Staub.

Hans Brunner

Dr. phil. Alexander Pfister

Alexander Pfister ist am 7. Juli 1961 nach schwerem Leiden in seinem 86. Altersjahr gestorben und wurde in Riehen bei Basel beerdigt — fern von seiner bündnerischen Heimat, die er durch sein ganzes langes Leben hindurch geliebt hat. Alexander Pfister

ist auf einer jener schönen Sonnenterrassen des Vorderrheintales im Jahre 1876 in Schlans geboren, verlebte in Brigels die Kinderzeit, nahm Anteil am Leben im Dorfe, hütete auf der Weide und in der Alp das Vieh und hat die großen, schönen Sommertage, welche ihren blauen Himmel über die Waldungen, die Kornfelder und die Fluren der Cadi wölben, mit der vollen Erlebnisfähigkeit des Kindes in seinem Herzen bewahrt. Diese Erlebnisgabe hat Alexander Pfister in der Fremde mit seiner bündnerischen Bergheimat verbunden, hat ihm aber auch die Kraft zu seinem schöpferischen wissenschaftlichen Werk geschenkt, das ungeachtet seines schweren Pflichtenheftes an der Basler Töchterschule entstand.

Nach Abschluß des Lehrerseminars an der Churer Kantonsschule und der Studienjahre, welche er dem Studium der Geschichte widmete, wurde Alexander Pfister im Jahre 1904 als Lehrer für Deutsch, Geschichte und Geographie an die Basler Töchterschule berufen. Alexander Pfister wußte, ungeachtet seiner strengen Lehrerpersönlichkeit und seiner systematisch durchgeprägten Unterrichtsweise, im Geschichts- und Deutschunterricht die Freude für das Große und Schöne, aber auch das Verständnis für die historische Entwicklung zu wecken. Un-

ermüdlich suchte er aber auch den Sinn für das Echte, Wahre und Solide zu pflegen, weshalb er als Bibliothekar der Basler Töchterschule eine reiche und auserlesene Bibliothek aufbaute, wobei der Grundsatz galt, im Unterricht über kein Werk der Literatur zu reden, das nicht genau und gewissenhaft zuvor gelesen worden war.

Seine große Freude aber bildete an der Töchterschule der Geschichtsunterricht, weshalb Alexander Pfister sich gründliche Vorbereitung und sachlich durchgereifte Kenntnisse zur tagtäglichen Pflicht machte. Überdies aber widmete er der historischen Forschung, ungeachtet des strengen Schulamtes, die volle und geöffnete Aufmerksamkeit. Graubünden verliert mit Alexander Pfister einen seiner bedeutendsten Historiker, der sein Leben und sein Wirken fast pausenlos der Erforschung des Obersten Georg Jenatsch und der Zeit der Bündner Wirren gewidmet hat. Das umfassende Werk Alexander Pfisters über Jenatsch und die Zeit der Bündner Wirren erschien 1951 in völlig umgearbeiteter dritter Auflage, für ein historisches Werk ein ungewöhnlicher Erfolg, der in entschiedener Weise in der jahrelangen Forschungsarbeit begründet ist, die dieser Gelehrte und kenntnisreiche Historiker dafür aufgewendet hat.

Die zweite Auflage Pfisters Jenatsch-Biographie wurde 1939 zum dreihundertsten Todestage des Obersten Georg Jenatsch herausgegeben, gestützt auf Forschungen, die weiter zurückreichen und das Leben und Wirken von Jenatsch aus der Zeit heraus zu verstehen suchen. In systematischer Durchforschung schweizerischer und ausländischer Archive, mit sorgfältiger Überprüfung zahlloser Quellen und handschriftlicher Dokumente gelang es Pfister, bereits damals manches Rätsel um die Gestalt dieses mächtigen Politikers und Militärs und manchen Widerspruch in den Quellen abzuklären. Alexander Pfister sparte weder Mühe, Zeit noch Geld, reiste in die Archive Österreichs, Italiens und Spaniens, nach Venedig, Paris und Rom, untersuchte die Politik Richelieus und des Père Joseph in Bünden, ebenso die Mission Rohans, und nahm Stellung zu den Plänen Gustav Adolfs hinsichtlich der rätischen Pässe. Dabei beachtete der Forscher zugleich die verwobene, längst nicht immer klare Politik der Drei Bünde sowie der regierenden Familien im Paßland und faßte die Ergebnisse dieser ausgeweiteten, kühnen Forschungsarbeit zusammen in einer wesentlich umfangreicheren dritten Auflage seiner Jenatsch-Biographie. Dies alles gegeschah, obwohl bereits seit langem das großangelegte Werk Ernst Haffters über Jenatsch dem Historiker zur Verfügung stand, ebenso ein großes Urkundenbuch mit Exkursen, welches Haffter gleichzeitig in den Jahren 1894/1895 erscheinen ließ. Es brauchte ungewöhnlichen Mut und bedeutete ein hartes Wagnis, sich nach Haffters gründlicher Würdigung des Lebens und der Zeit des Obersten Jenatsch erneut mit diesen schwierigen und verworrenen historischen Verhältnissen auseinanderzusetzen, weil kaum Aussicht bestand, dieses hervorragende und gründliche Werk Haffters zu übertreffen. Im Gegenteil mußte jeder von Wahrheit und Selbstkritik durchdrungene Biograph des Obersten Jenatsch nach Haffters Forschung zunächst von bohrendem Zweifel über das gute Gelingen erfüllt sein.

Angesichts dieses Sachverhaltes stand Alexander Pfister nur der Weg in die ausländischen Archive offen, ein mühevoller und dornenreicher Weg, welcher ein ungewöhnliches Maß an Energie, Forschungsgabe, zuversichtlicher Hoffnung und historischer Gestaltungskraft zur Voraussetzung hatte. Alle diese Bedingungen waren bei Pfister erfüllt, weshalb zwischen der ersten und dritten Auflage seiner Jenatsch-Biographie ein mächtiger Unterschied besteht. Dies zeigt zunächst der erheblich größere Umfang der dritten Auflage, welche das doppelte Ausmaß der vorausgehenden Publikation erreicht und mit peinlich genauem Quellennachweis ausgestattet ist. Die Quellenzitate zur dritten Auflage des Werkes dokumentieren eine ins Erstaunliche hineinreichende Quellenkenntnis, weshalb sich Alexander Pfister ohne Schwierigkeiten mit dem Gedanken vertraut machte, die Briefe von Georg Jenatsch zu sammeln und zu publizieren, ein großes Unternehmen, welches sofort tatkräftig gefördert worden ist. Leider war es dem Forscher, welcher die Zeit der Bündner Wirren wie kein anderer kannte, nicht vergönnt, sein Werk über die Jenatsch-Briefe zu vollenden. Neben den früher schon erreichbaren Quellen beschaffte sich Alexander Pfister Abschriften von Nuntiatur- und Gesandtschaftsberichten, Archivalien aus der Kongregation der Propaganda fide in Rom, zahlreiche Mikrofilme aus in- und ausländischen Archiven, besonders aus Italien, Österreich und Frankreich.

Aus allen diesen Gründen weitet sich das Werk Pfisters über Jenatsch wesentlich aus über den Rahmen einer Biographie, weil das Leben des über die Pässe des Freistaates der Drei Bünde dahinstürmenden Obersten mit dem Zeitgeschehen meisterhaft verwoben wird. Aus der geistigen Spannung, die das konfessionelle und politische Leben der Zeit der Bündner Wirren kennzeichnet, hat Pfister die Gestalt des Obersten klar herausgearbeitet, getragen durch die unbedingte Liebe zur historischen Wahrheit, die Sinn und Ziel des historischen Schaffens sein muß. Ohne die großen Schwächen, aber auch die politischen Fähigkeiten und den wendigen Sinn des Obersten zu übersehen, hat Pfister die Persönlichkeit von Jenatsch, welche in Sage, Rätsel, blinde Parteinahme und Gegnerschaft verstrickt ist, unvoreingenommen beurteilt.

Bei kaum einer anderen Erscheinung der Bündner Geschichte und ihrer Vielfalt an Charakteren erweist sich das Bestreben nach Wahrheit und Verständnis schwieriger als bei Jenatsch. Sein Leben ist eingespannt in die mächtigen Wogen der Gegenreformation und in die geistige Bewegung der Reformation, welche zur Bildung der Nationalstaaten und Nationalkirchen führte. Reformation und Gegenreformation wirkten gestaltend auf das Leben Jenatschs; denn durch Jugend und Herkommen, durch Studium und Amt war er der Reformation verpflichtet und stellte sein wil-

des, überbordendes Temperament in diesen Dienst, um auf der Seite Venedigs und Frankreichs gegen das Spaniertum und die Kräfte der Gegenreformation zu kämpfen. Nachdem Jenatsch die Ziele des französischen Imperialismus erkannte, trat an die Stelle der religiösen Empfindung ein entschiedenes politisches Interesse, erhielten Staatsgefühl und Staatsgedanken eine klare Prägung und fand die Aussöhnung mit jenen Kräften statt, die der Oberst ursprünglich angefeindet hatte. Dies geschah, wie Pfister geltend macht, um «seinem Volk den Frieden und die Freiheit zu geben». Aus diesem konfessionspolitischen Wandel heraus, der zunächst von den Zeitgenossen des Obersten Jenatsch seine Wertung erfuhr — eine Wertung, die der politischen Zielsetzung und Tätigkeit des Obersten nicht gerecht werden konnte, weil sie begreiflicherweise belastet sein mußte von den harten und konkreten Auswirkungen der Zeit —, hat Pfister nach eifrigem und kritischem Studium der historischen Quellen die Konversion von Jenatsch vom Jahre 1635 dargestellt. Pfister ist dabei nicht über das Urteil der Zeitgenossen hinweggeschritten, sondern suchte vielmehr in unnachgiebiger Forscherarbeit die politischen und persönlichen Beziehungen der Zeitgenossen zu Jenatsch zu ergründen, was besonders hinsichtlich Fortunat Sprechers von Bernegg (1585—1647), Ulysses von Salis-Marschlins (1594—1674) und des Zuozers Fortunat von Juvalta (1567—1654) mit Gründlichkeit und Sorgfalt geschehen ist.

Pfister konnte nicht entgehen, daß Fortunat Sprecher von Bernegg in seinem Urteil über Jenatsch, welches in die breite Anschaulichkeit seiner Darstellung des Zeitgeschehens gerückt ist, sich von seinem französisch-venezianischen Standpunkte leiten ließ, der ihn notwendig zum entschiedenen Gegner Jenatschs und dessen Gesinnungsgenossen machte. Sprechers «Historia motuum» wurde in Paris und Venedig vorgelegt und bildet trotz der Zurückhaltung, die den Verfasser kennzeichnet, ein Zeugnis seiner Zuneigung zu Frankreich und Venedig, weshalb Sprecher in besonderer Weise das Vertrauen Herzog Rohans genoß, ein Berater des Feldherrs war und ihm im Verkehr mit der eidgenössischen Tagsatzung und mit Schweden behilflich gewesen ist. Aus dieser Gesamtbeziehung, die Alexander Pfister scharf herausarbeitete, ergeben sich die freundschaftlichen Beziehungen Sprechers zum Chronisten und Staatsmann Johannes Guler, dem Schwager des Hercules von Salis-Grüsch, welcher politischer Führer der Aristokratie gewesen ist. Aus dieser Gesamtschau heraus versteht Alexander Pfister das Urteil Fortunat Sprechers von Bernegg über den Obersten Jenatsch.

In gleicher Weise hat Alexander Pfister darauf hingewiesen, daß die Aufzeichnungen des Ulysses von Salis-Marschlins autobiographischen Charakter haben, daher weniger als staatsgeschichtliches Werk zu betrachten sind, sondern dem Wesen des Verfassers entsprechend persönliches und aristokratisches Denken in den Vordergrund rücken. Nach Pfister wird dabei zuweilen nicht ohne Leidenschaft über Zeitgenossen geurteilt, welche «der Befriedigung seines Geltungsbedürfnisses im Wege standen». Naturgemäß wurde Jenatsch daher nicht mit besonderer Freundlichkeit und ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelt, weil außer den persönlichen Gefühlen auch die Bindungen an das Ausland, besonders an Frankreich, hineinspielten, was Pfister mit Deutlichkeit aufzeigt und nachweist.

Offen und unabhängig werden demgegenüber die zeitgenössischen Begebenheiten in den «Denkwürdigkeiten» des Zuozers Fortunat von Juvalta erzählt, der dem Bergland manche Dienste leistete, oft schwere Entscheidungen zu treffen hatte, als Gesandter die Nachbarmächte aufsuchte und dessen Stimme im Bundstag Gewicht besaß. Er kannte die Geschäfte wie kein anderer, was der Historiker P. D. R. a Porta diesem wahrheitstreuen Manne nachrühmt, der zu den gelehrtesten und glaubwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit gehörte. Juvalta anerkannte in Rohan den «tapfern und großherzigen Herzog», ohne zu übersehen, daß Rohan durch Richelieu nach Bünden gesandt war und daher den Interessen Frankreichs maßgebender diente als jenen des Berglandes. Alexander Pfister hebt hervor, daß das Urteil Fortunat von Juvaltas über den Obersten Jenatsch aus diesen Gründen Gewicht hat, und weist ebenso darauf hin, daß Juvalta die Beteiligung des Prädikanten beim Thusner Strafgericht verurteilt, ohne jedoch ausschließlich die Gegner von Jenatsch anzuhören.

In dieses äußerst komplizierte und schwierige Dickicht der Meinungen über den Obersten Jenatsch, wie sie die Geschichte überliefert hat, vertiefte sich Alexander Pfister in gründlicher und bis in das Kleinste hinein gewissenhafter Quellenforschung, befreite die Überlieferung von Vorurteilen, aber auch von blinder Verehrung, entrückte Jenatsch dem schwankenden unsichern Feld der Heldensage und der rein volkstümlichen Beurteilung, um dafür eine in das erträgliche Maß des realen Geschehens hineingestellte und hineinverwobene Gestalt des Obersten historisch aufzuweisen. Dies gelang Pfister durch vorsichtige Überprüfung und zurückhaltende Bewertung eines gewaltigen Quellenmaterials, unter gleichzeitiger Kenntnis der Arbeiten von Flugi, Professor Balthasar Reber, von Paul Kind und Staatsarchivar Kind, von Samuel Plattner, Wiget und andern. Es ist das große Verdienst von Ernst Haffter und von Alexander Pfister, über die Urteile der zeitgenössischen Werke hinaus durch gründliche historische Quellenforschung und Quellenkritik das Leben und Wirken des Obersten Jenatsch in eine gerechte Schau hinein gerückt zu haben, «auf die jede historische Gestalt ein Anrecht hat» — um dieses schöne, in einem persönlichen Briefe geprägte Wort Alexander Pfisters zu verwenden.

Aus diesem Blickfeld heraus ist auch die Darstellung der Ermordung Jenatschs zu verstehen, die Haffter und Pfister übereinstimmend darlegen, unter Beizug eines enormen Quellenmaterials und letzter kritischer Zurückhaltung gegenüber den zeitgenössischen, oft durch die Parteipolitik und durch persönliche Interessen dik-

tierten Berichten. Beide Forscher haben aus dieser kritischen Haltung heraus dem Churer Verhörprotokoll — das Staatsarchivar Dr. h. c. Fritz Jecklin bereits 1924 in der Zeitschrift für Schweizergeschichte mit der ihm eigenen, hervorragenden Quellenkenntnis edierte und mit einem sorgfältigen wissenschaftlichen Apparat versehen hat und welches schon damals durch den Churer Stadtarchivar Valèr höchst originell kommentiert wurde — keine Bedeutung beigemessen, weil sie auf Grund ihrer umfassenden Einsicht und Prüfung der überlieferten Quellen und ihrer außerordentlichen Kenntnis des Zeitgeschehens das Churer Verhörprotokoll als bloße Verschleierung der tieferen Beweggründe der Bluttat bewertet haben, eine Bewertung, welcher sich der kritische, durch fortgesetztes Aktenstudium geschulte historische Sinn und die gerechte historische Denkweise kaum entziehen kann. Haffter, ein bedeutender Kenner des bündnerischen Urkundenschatzes und des historischen Schrifttums, der das Churer Verhörprotokoll gründlich studierte und wiederholt zitiert, jedoch davon abgesehen hat, dieses Dokument seinem Urkundenbuch über Jenatsch beizugeben, bemerkt über dessen Wert lakonisch: «Allein das Verhör förderte, abgesehen von den Aussagen der Augenzeugen über den eigentlichen Verlauf der Bluttat, nichts Wesentliches zu Tage.» Im gleichen Sinne hat Alexander Pfister, der Jecklins Edition des Churer Verhörprotokolls kannte, festgestellt, daß diese Untersuchung ergebnislos blieb und die Behörden nicht wagten, «die allzudeutlichen Spuren» wirklich zu verfolgen. Die Motive zu dieser Bluttat, welche Alexander Pfister mit guten Gründen und kraft seiner durchgreifenden Untersuchung Zambra und dessen Spießgesellen zuschreibt, sind in der hohen Politik zu suchen und weisen, wie Haffter, nach ihm auch Valèr und Pfister übereinstimmend bekräftigen, hin nach Frankreich.

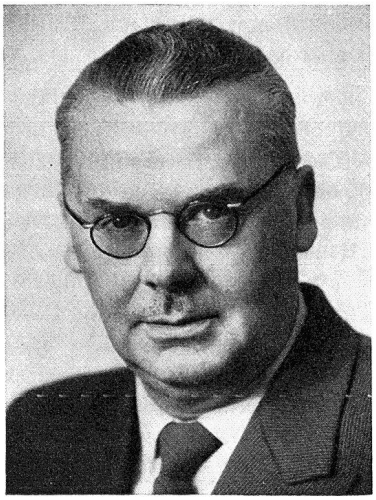
Aus dem Geist der Zeit, aus der konfessionellen Spannung der Reformation und Gegenreformation, die in den Bündner Wirren mit elementarer Wucht aufbricht, aus dem überbordenden, flammenden Temperament, das zur Gewalt hinreißt und Gewalt übt und mit furchtbarer Hemmungslosigkeit auf den Gegner stößt, sich wie ein Sturzbach in uneingeschränkter Überzeugungs- und Willenskraft den Weg bahnend, sich selbst und den andern zum Heile und zum Verderben — versteht und würdigt Alexander Pfister das Leben und die Bedeutung des Pfarrers und Obersten Georg Jenatsch, aber auch dessen Ende: «Wie auf einem Feuerhengst war Jenatsch durchs Leben und über die Abgründe hinweg gejagt, ohne die Gefahren zu ermessen.» Mit Geduld, mit Ausdauer, mit dem Feingefühl des begabten Forschers, dessen Auge und Geist durch jahrelange straffe Schulung, durch Hingabe und die Verpflichtung zur Wahrheit geschärft sind, spürte Alexander Pfister dem Leben und dem Wesen der Persönlichkeit Jenatsch behutsam nach, seine Forschung ausweitend zum Ringen um Wahrheit und Gerechtigkeit. Dieses Bestreben kennzeichnet bereits alle früheren, teils umfassenden wissenschaftlichen Abhandlungen Alexander Pfisters über die Patrioten, über die Drei Bünde und Bonaparte, über den Grauen Bund und die Parteikämpfe daselbst von 1494—1794, um lediglich einige der wichtigsten Werke zu erwähnen.

Zurückschauend auf das große, mit unermüdlichem Einsatz geschaffene historische Werk Alexander Pfisters erscheint es wie eine Erfüllung, daß dieser bedeutende Forscher das gewagte Unternehmen siegreich abschließen konnte und über Georg Jenatsch ein Werk geschaffen hat, das sich würdig jenem von Ernst Haffter zureiht. Damit hat Alexander Pfister, wie seinerzeit Ernst Haffter, Graubünden einen entscheidenden Dienst erwiesen und sich in der bündnerischen Geschichtsforschung ein bleibendes Denkmal und höchste Anerkennung erworben.

Rudolf Jenny

Prof. Dr. Guglielm Gadola

Der unerwartete Hinschied Prof. Dr. Guglielm Gadolas am 12. Juli 1961 bedeutet für alle, die ihn und sein Wirken kannten, einen schmerzlichen Verlust.



Eine unbändige Schaffenskraft, die auch durch ein schweres Leiden nicht gebrochen werden konnte, und eine bewundernswerte Treue sich selbst und seiner engeren Heimat gegenüber, in der er so sehr verwurzelt war, das waren die hervorstechenden Merkmale dieser starken Persönlichkeit. Sie waren es auch, die jede Begegnung mit dem Lehrer und Schriftsteller zu einem Erlebnis besonderer Art werden ließen. Von ihm strahlte eine innere Kraft aus, der man sich nicht entziehen konnte; dieses innere Feuer, ein Zustand dauernder Begeisterung, konnte auch auf seine Schüler eine tiefe Wirkung nicht verfehlen. Was dieser unermüdliche Mann auch immer tat, er tat es unter Einsatz der ganzen Persönlichkeit.

Guglielm Gadola wurde am 6. November 1902 in Disentis geboren. Man darf wohl sagen, daß Gadola bereits in seiner frühesten Kindheit, die er vorwiegend im Tavetschertal verbrachte, jene entscheidenden Impulse erhalten hat, die ihn später zum Sänger und Forscher des bäuerlichen Volkes und seines überaus reichen Brauchtums werden ließen.

Besonders intensiv muß der Einfluß gewesen sein, den der hochw. Pater Baseli Berther, ein unermüdlicher Sammler der romanischen Literatur und kundiger Lokalhistoriker, auf den jungen Klosterschüler ausübte, indem er ihn immer wieder zum Schreiben und zum Studium der Geschichte seiner engeren Heimat anspornte.

Die akademischen Studien in Geschichte, Literatur und Philosophie begann Gadola in Freiburg bei den Professoren Büchi, Schnürer, Steffens, Nadler und Günther-Müller und setzte sie bei Karl Meyer, Gagliardi, Nabholz, Jud, Gauchat, Faesi und Ermattinger in Zürich fort, wo er dann 1930 mit einer Dissertation über die surselvische Literatur zum Doktor phil. promovierte. Unmittelbar darauf wurde Gadola als Lehrer für Geschichte und Französisch an unsere Kantonsschule gewählt. Professor Gadola wird seinen Schülern als eine starke Lehrerpersönlichkeit in dankbarer Erinnerung bleiben. Sein Unterricht war lebendig und lebensnah, getragen vom Wissen, daß es die hehre Aufgabe der Schule ist, Menschen zu bilden.

Romanischbünden verliert mit Guglielm Gadola einen seiner originellsten und volkstümlichsten Erzähler. Sein literarisches Schaffen umfaßt nicht weniger als 40 Erzählungen und Novellen. Von seiner unermüdlichen Schaffens- und Forschensfreude zeugen weiter über 70 geschichtliche und kulturgeschichtliche Abhandlungen. Während 25 Jahren redigierte der Verstorbene das Jahrbuch «Il Glogn», und während weiteren 15 Jahren zeichnete er als Redaktor des «Ischi».

Prof. Dr. Guglielm Gadola hat uns wahrlich ein bedeutendes und reiches Erbe hinterlassen. Uns bleibt die schöne Pflicht, es zu hüten und lebendig zu erhalten. Auch darin kann uns der Verstorbene ein leuchtendes Vorbild sein. Hendri Spescha

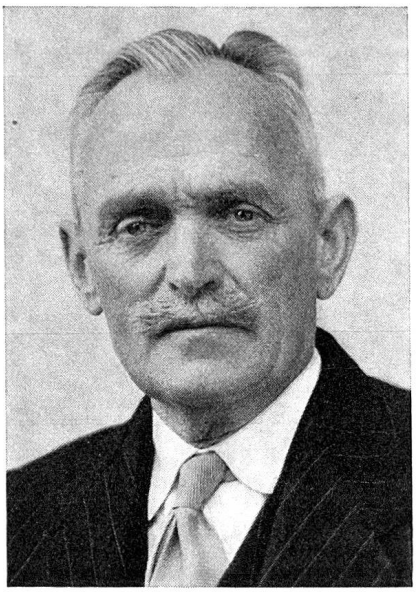
Alt Oberingenieur Hans Conrad

Es ist ein Zeichen unserer Zeit, daß Männer, die in der Wirtschaft, in der öffentlichen Verwaltung und auch in den freien Berufen an leitender Stelle stehen, durch drängende und meist komplizierte Berufsarbeiten oder Amtsgeschäfte ungebührlich stark beansprucht und sehr oft überlastet werden. Für die ausgleichende, Körper und Geist erfrischende Beschäftigung mit Dingen und Fragen, die nicht zum pflichtbetonten Dienstbereich, wohl aber zum Menschsein gehören, fehlt die Zeit. Es sei denn, daß innere Kräfte, Neigungen, Charakter und ein starker Wille den Einzelnen vor dem modernen Sklaventum bewahren. Ein Beispiel und ein Vorbild hat Hans Conrad gegeben, von dem am 5. September 1961 eine große Zahl von Freunden aus ganz Graubünden und der untern Schweiz, von ehemaligen Kameraden, Kollegen und Untergebenen auf dem Friedhof und im Kirchlein zu Lavin Abschied nehmen mußten. Sie gedachten des langjährigen Oberingenieurs der Rhätischen Bahn; sie ließen sich erinnern an die geschichtsforschenden Arbeiten, Erfolge und Pläne des Verstorbenen, und sie blieben beeindruckt von der fühlbaren Zuneigung und Verehrung, die sich ein zwar vielbeschäftigter, aber vielseitig interessierter, mitteilsamer und hilfsbereiter Mitbürger in weitesten Kreisen erwerben durfte.

Hans Conrad wurde am 8. April 1887 im verträumten Städtchen Eisenach am Fuße der Wartburg als erster Sohn des nachmaligen hochgeschätzten Seminardirektors Paul Conrad geboren. Seine Jugendjahre verbrachte er in Chur, zeitweilig aber auch im väterlichen «Heimet» auf dem «Hitzenboden» im Davoser Unterschnitt. Der unbeschwerten Kantonsschulzeit folgte das Studium an der Abteilung für Bauingenieure am Eidg. Polytechnikum in Zürich, wo der Erbauer der Albulabahn, Dr. h. c. Friedrich Hennings, als Professor des Eisenbahnbaues wirkte. Damals schon mag sich in Hans Conrad die Neigung zur interessanten, wenn auch besonders verantwortungsvollen Tätigkeit des Eisenbahningenieurs entwickelt haben; sie festigte sich sehr bald zu einer Berufung, der er zeitlebens freudig und stolz treu blieb und durch Aufgeschlossenheit gegenüber allen Neuerungen im weiten Fachgebiet stets gerecht zu werden trachtete. In den Jahren 1910 bis 1914 fand der junge Ingenieur beim Bau der RhB-Linien Ilanz—Disentis und Bevers—Schuls Gelegenheit, sein Schulwissen zu erproben und durch mannigfache Erfahrungen zu bereichern. Anschließend folgte eine Dienstzeit bei der Rheinkorrektion zwischen Buchs und dem Bodensee mit andersgearteten, jedoch kaum weniger anspruchsvollen Ingenieurproblemen. 1920 berief die Direktion der Rhätischen Bahn Hans Conrad in ihren technischen Stab nach Chur. Er versah zunächst die Stelle eines Adjunkten des Oberingenieurs, dann diejenige eines Sektionsingenieurs mit Amts- und Wohnsitz in Samedan. Schließlich verbrachte er seine fruchtbarsten Berufsjahre von 1936 bis zum 1. Juli 1952 als Oberingenieur der Rhätischen Bahn in Chur; er löste in diesem Amte Herrn E. Bernasconi ab. In seine Amtszeit fielen der Bau und die Eröffnung der durchgehenden schmalspurigen Bahnverbindung von Disentis über die Oberalp und die Furka, dann die Fusion der ehemaligen Chur-Arosa-Bahn, der Bellinzona-Mesocco-Bahn und der Bernina-Bahn mit der Rhätischen Bahn, wodurch das zu betreuende Schienennetz mit seinen vielen Kunstbauten von ehemals 276 auf 394 Strecken-Kilometer anwuchs. Die neu seiner Obhut unterstellten Linien bedurften in mancher Beziehung der technischen Erneuerung, da anhaltende Krisenjahre den vollwertigen und zeitgerechten Unterhalt und die Ergänzung beim Unter- und Oberbau, bei den Fahrleitungen, den Sicherungsanlagen, den Verbauungen, Brücken, Tunnels und bei den Hochbauten verhindert hatten. So fand Hans Conrad in reichem Maße Gelegenheit, sein fachmännisches Planen und Können, seine positive Einstellung zu neuen Baumethoden, neuen Baumaterialien, neuen Maschinen, sein ausgeprägtes Organisationstalent und seine Begabung zur

Führung eines der Sprachen- und Temperamentsverschiedenheiten wegen recht heterogen erscheinenden Mitarbeiterstabes unter Beweis zu stellen. Er tat es mit sichtbarem Erfolg. Hans Conrad war als Oberingenieur der bündnerischen Eisenbahnen Zoll für Zoll ein Chef und der Garant eines gesunden, aktiven Korpsgeistes in der personalstarken und notgedrungen dezentralisierten Bahndienstabteilung des Unternehmens. Die imponierende Art und Weise, wie unter seiner Oberleitung im tragischen Lawinenwinter 1950/51 das durch die gewaltigen und an zahlreichen Stellen gewalttätigen Schneemassen lahmgelegte Eisenbahnnetz Graubündens wieder betriebsfähig und betriebssicher gemacht wurde, darf als Zeugnis für die nahmhaft gemachten Qualitäten und Verdienste von Oberingenieur Hans Conrad nicht in Vergessenheit geraten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Dienste eines derart ausgewiesenen Fachmannes auch außerhalb der «eigenen» Bahnverwaltung in Anspruch genommen wurden. Als 1931 Davos, die nie verleugnete Heimatgemeinde von Hans Conrad, vor dem Bau der Parsennbahn stand, wählten ihn die Mitbürger in die Bauleitung und in den Verwaltungsrat, dem er bis zu seinem Tode, zuletzt als Vizepräsident, angehören und seinen wertvollen Rat leihen durfte. Als die Rhätische Bahn dem Verband der schweizerischen Privatbahnen beitrat, delegierte sie Hans Conrad in die ständige Technische Kommission dieser Fachorganisation, welche ihm bald und für lange Jahre das Präsidium übertrug und damit einen bestimmenden Einfluß auf wichtige Fragen der Normung von Eisenbahnmaterialien, des gemeinsamen Einkaufs, den Erlaß von Reglementen und von der Rationalisierung dienlichen Wegleitungen einräumte. Wiederholt durfte Hans Conrad die Genugtuung erleben, als Experte für technische Sanierungsprobleme «kranken» Privatbahnen in andern Landesteilen — so in den Kantonen Zug, Uri, Appenzell, Glarus und Tessin — brauchbare und befolgte Pläne und Ratschläge zu unterbreiten. Sein Ansehen war auch groß bei den Fachkollegen der Schweizerischen Bundesbahnen und bei der Aufsichtsbehörde, dem Eidg. Post- und Eisenbahndepartement. Es ist verständlich, daß sich Hans Conrad in der Gesellschaft ehemaliger Polytechniker eine geachtete Stellung und den Ehrenplatz eines stellvertretenden Präsidenten erwer-



ben konnte. — Der Übertragung öffentlicher Ämter suchte sich Hans Conrad behutsam zu entziehen. Als aber der Kleine Rat eine kantonale Natur- und Heimatschutzkommission bestellte und ihm in dieser den Vorsitz einzuräumen gedachte, da sagte er gerne zu, weil das Amt und die Aufgaben seinen innersten Neigungen entsprachen.

Im Wehrkleid stellte Hans Conrad in der Mobilisationszeit des ersten Weltkrieges seinen Mann als tüchtiger Wachtmeister in einer Gebirgsinfanterie-Kompanie. Als Bahningenieur wurde er zum Eisenbahnoffizier ausgebildet, und er avancierte in dieser Funktion bis zum Obersten. Er gehörte verschiedenen Divisions- und Armeekorpsstäben an, in denen er Kameraden fand, die ihm zeitlebens in bester Mannesfreundschaft verbunden blieben.

Hatte Hans Conrad somit einem anspruchsvollen beruflichen Pflichtenheft gerecht zu werden, so hat es ihn doch nie unterjocht und ins Fahrwasser eines einseitig-technischen Spezialisten einzufangen vermocht. Er faßte schon sein Schaffen und Wirken für die bündnerische Staatsbahn — und dies mit voller Berechtigung — als Dienst an Heimat und Volk auf. Seiner echten, wohl angeborenen Heimatliebe entsprang das Bedürfnis, den Wurzeln des Freistaates gemeiner Drei Bünde und des heutigen Kantons Graubünden, ebensosehr aber der Herkunft und den frühen Schicksalen der eigenartig gemischten Bevölkerung des rätischen Berglandes — den eigenen Vorfahren — nachzuspüren. Aus eigenem Trieb vertiefte er sich in historische Studien, und mit offenkundiger Begabung sammelte er Dokumente, lieh er Fingerzeigen kritische Beachtung, machte er auf Dienst- und Ferienreisen seine scharfen Beobachtungen, komponierte er Fragmente zu anschaulichen Bildern, ohne je in die Gefahrenzone blumiger Phantasiegebilde zu geraten. So suchte und überprüfte er die Spuren der Walser, denen sein Geschlecht und auch dasjenige seiner Gattin aus Lavin, die den Mädchennamen Brunner trägt, zugehören. So lüftete er das Geheimnis der Cäsar-Säulen am Julierpaß und dasjenige eines vermuteten römischen Paßheiligtums auf der Höhe des Septimerüberganges. So interessierten ihn die in fremden Diensten zu hohem Rang aufgestiegenen Offiziere aus bündnerischen Familien, die Taten teils sagenhafter Haudegen, Abenteurer, Goldgräber in unseren Tälern, die Feldzüge des guten Herzogs Rohan, die Schicksale bündnerischer Auswanderer und ihrer teils zu hoher Blüte und großem Ruf aufgestiegenen gewerblichen Unternehmungen in aller Welt. Über solche Fragen aus der politischen und militärischen, der kultur- und wirtschaftspolitischen Geschichte Graubündens berichtete Hans Conrad oft und bereitwillig im Schoße der Historisch-antiquarischen Gesellschaft, aber auch in den Dörfern und in den Vereinigungen der Bündner im Unterland. Er war ein stets gern gehörter fesselnder Referent, wobei die menschliche Wärme und persönliche Bescheidenheit des Vortragenden viel zur Nachhaltigkeit der vermittelten Aufschlüsse und Erkenntnisse beitrug. In Monographien, zumeist in den «Monatsheften» oder

in den Publikationen schweizerischer geschichtsforschender Vereinigungen und Institute, bleibt uns viel von der hochinteressanten, im besten Sinne heimatkundlichen Forscherarbeit von Hans Conrad erhalten.

Zur geheimen Leidenschaft und zur bevorzugten Beschäftigung nach dem im Jahre 1952 erfolgten Rücktritt vom Posten eines Oberingenieurs der Rhätischen Bahn wurde für den nach Lavin Übergesiedelten das Aufdecken prähistorischer Tatbestände und Zusammenhänge. Er organisierte, finanzierte und leitete persönlich systematische Ausgrabungen im Unterengadin auf der Felskuppe von Mottata bei Remüs und im Gemeindebann von Schuls und Tarasp, die zu hochinteressanten Ergebnissen und wegleitenden neuen Erkenntnissen führten. (Vgl. über die urgeschichtliche Siedlung von Mottata den von Hans Conrad für das «Bündner Jahrbuch» 1961 geschriebenen Aufsatz!) Sein Programm war keineswegs abgeschlossen; vielmehr waren Pläne und Vorbereitungen für neue Grabungen in Lavin schon deutlich fixiert, und auch den Beweis der urgeschichtlichen Besiedlung der alten lieben Heimat «auf Davos» hoffte er mit der Zeit zu erbringen. Da hat ein Höherer unvermittelt Halt geboten und dem immer tätigen, immer optimistischen, immer und allseits hilfsbereiten, gütigen und mitteilsamen Schaffer und Forscher Hans Conrad absolute Ruhe und Zurückgezogenheit auferlegt und ihn nach einigen Monaten schwerer Krankheit heimgeführt und erlöst.

Hans Conrad hat die ihm anvertrauten Pfunde getreu und vorbildlich verwaltet. Er hat sich um die geliebte bündnerische Heimat verdient gemacht. Laßt uns seiner lange in Dankbarkeit ehrend gedenken!

Paul Buchli

Pfarrer Wolfgang Mögling

Es soll in diesem Jahrbuch eines Mannes gedacht werden, dessen Name für immer eng mit dem Münstertal verbunden bleiben wird. Es ist selten, daß ein Pfarrherr sich neben seiner seelsorgerischen Tätigkeit auch noch mit technischen und wirtschaftlichen Fragen befaßt, und doch vereinigten sich hier beide Ämter, das des Pfarrers und das des Präsidenten der Stromversorgung Münstertal, zu einem Ganzen, zu einem praktischen Christentum.

Pfarrer Wolfgang Mögling wurde am 8. Juli 1901 zu Stuttgart als Sohn des Stadtpfarrers Ernst Mögling geboren, besuchte das Gymnasium und legte im Juni 1919 die Reifeprüfung ab. Er studierte an den Universitäten Tübingen und Münster in Westfalen und schloß seine theologischen Studien 1924 ab. Als Stadtvikar wirkte er in Aalen und als Religionslehrer in Stuttgart, erkrankte 1925 und mußte zur Kur nach Arosa. Nach seiner Genesung verheiratete er sich im Jahre 1928 mit Emma Schlenker und fand in ihr eine liebevolle, aufopfernde Gattin. Zu dieser Zeit wirkte er als Lehrer für Geschichte, Deutsch und Sprachen an der heute bekannten Alpinen Mittelschule in Davos.

Als Pfarrer finden wir ihn bis 1937 in Tschlin im Unterengadin, wo er die romanische Sprache erlernte und seine Predigten auf romanisch hielt. Bis zum Jahre 1946 war er Pfarrer in Bivio. Hier lernte er noch Italienisch neu dazu und hielt dann seine Predigten in deutscher, romanischer und italienischer Sprache. Von da an betreute er seine Pfarrgemeinden Fuldera, Tschierv und Lü im Münstertal. Wie sehr er sich mit seiner zweiten Heimat verbunden fühlte, beweist schon der Umstand, daß er Romanisch lernte und diese Sprache in Wort und Schrift beherrschte. Wie mancher Umstellung hat es wohl bedurft, bis er sich an die völlig andern Verhältnisse, besonders unseres Bergkantons, gewöhnt hatte! So verstand er, sich in seine neue Umgebung voll und ganz einzufühlen, wohl nicht zuletzt, da er alle Nöte und Sorgen auch an sich selber und seiner Familie verspürte. Leidgeprüfte Menschen besitzen diese Einfühlungsgabe in vermehrtem Maße. So besaß er eine Denkungsart, die jedem Schweizer Ehre machen würde. Darum betrachteten ihn auch seine Talleute als einen der Ihrigen. Durfte ihn dies nicht mit großer, innerer Befriedigung erfüllen?

Gerade da er diese Einfühlungsgabe besaß, kümmerte er sich auch um die wirtschaftlichen Sorgen und Nöte seines abgelegenen Tales. So war es sehr verständlich, daß er sich der Stromversorgungsfragen im Münstertal annahm. Hier galt es zunächst einmal, die gegensätzlichen Ansichten und Meinungen über den Bau eines Talwerkes zu beseitigen. Projekte bestanden am Rombach und an der Muranzina. Auf dem kantonalen Bauamte häuften sich die Akten mehr als beim Bau eines Großkraftwerkes. Gutachten und Expertisen folgten sich. Doch das Wichtigste, eine Einigung fehlte. Hier fiel Pfarrer Mögling das Hauptverdienst zu. Mit Überlegung, Takt und Feingefühl suchte er die Gegensätze zu überwinden und die Talschaft zu einigen. Was oft von verschiedenen Seiten vergeblich versucht wurde, sollte ihm voll und ganz gelingen.

Die Stromversorgung erfolgte bis dahin für das Tal aus dem benachbarten Tirol, und nur die Gemeinde Sta. Maria versorgte sich seit 1942 aus einer provisorischen, eigenen Wasserkraftanlage an der Muranzina. Nach-

dem man sich auf die Wasserkraftanlage an der Muranzina geeinigt hatte und nachdem sich auch das Eidg. Starkstrominspektorat mit aller Macht auf die Änderung der nach schweizerischen Begriffen unhaltbaren Zustände drängte, konnte im Herbst 1954 ein generelles Projekt für ein Talwerk und ein Projekt für den Um- und Neubau der Leitungsnetze dem kantonalen Meliorationsamt zur Weiterleitung des Subventionsgesuches nach Bern eingereicht werden. Damit war der ganze Leidensweg noch nicht zu Ende. Es bedurfte vieler Besprechungen und Sitzungen, Reisen und Vorstellungen. Doch hier finden wir Pfarrer Mögling in seinem Element als Präsident der neu gegründeten Korporation für die Stromversorgung im Münstertal. Alles wird mobilisiert, an allen Türen wird angeklopft, auch an denen des hohen Bundesrates in Bern. Überall wundert man sich über seinen Arbeitseifer und das Verständnis in technisch-wirtschaftlichen Fragen. Allerorts Neuland, aber gerade das reizte unseren Prädikanten. Von Rückschlägen ließ er sich keineswegs entmutigen. Vorurteile mußten auch diejenigen auf die Seite schieben, denen es sonderbar vorkam, was ein Pfarrer mit diesen technischen Fragen zu tun haben konnte. Mit verbissener Zähigkeit verfolgte er sein Ziel, der Widerstände nicht achtend. Langsam schwanden die letzten Hindernisse und fielen die letzten Schranken. Im Frühjahr 1956 konnte mit dem Umbau des Netzes Müstair begonnen werden, nachdem die Subventionsbehörden ihre Zustimmung gegeben hatten. Ein Jahr später war es so weit, daß auch der Bau des Talwerkes in Angriff genommen werden konnte, nachdem hiefür die Baubewilligung durch Bund und Kanton gegeben wurde. Am 9. November 1959 erfolgte die offizielle Betriebseröffnung, bei der ihm als Präsident die Schlüssel des Werkes symbolisch übergeben werden konnten. Ein Freudentag für das ganze Tal, der auch gebührend gefeiert wurde. Mit Befriedigung und innerer Genugtuung durfte auch er sich freuen über das nun erreichte Ziel.

Seine Gewissenhaftigkeit ließen ihm aber die Sorge über die finanzielle Tragfähigkeit der Anlagekosten durch genügende Einnahmen aus dem Stromverkauf nicht zur Ruhe kommen. Die Vorausberechnungen wurden aber vorsichtig aufgestellt und erwiesen sich glücklicherweise als zu pessimistisch. Es ist jedoch durchaus nicht selbstverständlich, daß ein Werk- und Netzbau in den bescheidenen Verhältnissen eines abgelegenen Bündner Tales die Voraussetzungen für ein Auskommen sichert. Die elektrische Energie muß über lange Zuleitungen und weitausgedehnte Netze verteilt werden, die zum größten Teil schwach belastet sind und oft nicht die Verzinsung und den Unterhalt decken. Ein Verkauf der im Anfang noch über verschiedene Jahre hinaus überschüssigen Energie nach dem Tirol wurde wohl untersucht, aber der Kosten wegen wieder fallen gelassen. Die beiden ersten Betriebsjahre zerstreuten aber diese Sorgen und Bedenken, so daß auch der finanzielle Bestand der Anlagen als gesichert angesehen werden kann.

Mit Umsicht und sicherem Blick leitete er den ganzen Betrieb; alle Fäden liefen in seiner Hand zusammen. Ein außerordentlich gutes Gedächtnis und das gute technische Verständnis befähigten ihn dazu in besonderem Maße. Mit Güte und väterlicher Strenge beurteilte er nicht nur Personalfragen, sondern auch alle Fragen, mit denen auch sein weiterer Mitarbeiterstab zu tun hatte. Zeigten sich Schwierigkeiten, Anschauungsfragen, Meinungsdifferenzen, so hieß es einfach: «Geh zum Herrn Pfarrer, er wird schon Rat wissen». Dieser einfache Ausdruck zeigte ganz das uneingeschränkte Vertrauen, das er genoß. Seine große Toleranz, sein ausgeprägter Sinn für Gerechtigkeit und die Liebe zu seinen Talleuten halfen ihm, sich zeigende Schwierigkeiten leichter zu überwinden.

Leider durfte er den vollen Erfolg seiner Arbeit nicht mehr erleben. In Ringgenberg im Bernerland, wo er in Ferien weilte, mußte er sich im Spital in Interlaken einer Operation unterziehen; hier setzte eine Herzschwäche dem in seiner Gesundheit seit längerer Zeit Angegriffenen ein jähes, unerwartetes Ende. So gab er am 19. September 1961 seine treue Seele in die Hand seines Schöpfers zurück. In tiefer Trauer stehen nicht nur seine Angehörigen, sondern ein ganzes Tal und alle, die ihn kannten, an seinem Grabe und trauern um einen treubesorgten Vater, einen lieben Freund, der am 21. September 1961 auf dem Friedhof zu Fuldera seine letzte irdische Ruhestätte gefunden hat.

Sein guter Geist bleibt als Symbol der Einigkeit als das schönste Denkmal und sein Vermächtnis für immer bestehen in dankbarer Erinnerung von seinem geliebten Münstertal. Ruhe im Frieden! Georg Rieder